

Dahheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XIV. Jahrgang.

Ausgegeben am 10. August 1878. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1877 bis dahin 1878.

1878. N^o 45.

Erkämpft.

Novelle von M. Frank.

(Fortsetzung.)

Radbrand verboten.
Bef. v. 11./VI. 78.

Mit Frau Jordans Gesundheit ging es allmählich besser, und schon berechnete Gertrud die wenigen Tage bis zu ihrer Heimreise, als ein Zwischenfall eintrat, der ihren ganzen Plan vereitelte.

Eines Abends, als Frau Jordan und Gertrud den Thee für ihre lieben Gäste lange bereit hielten, kam Dore, die hinübergeschickt war, um sich nach der Verspätung derselben zu erkundigen, mit der traurigen Botschaft zurück: Otto sei erkrankt und Frau Weinlandt sei netwegen recht in Sorge.

Sofort schlang Gertrud ein leichtes Tuch um die Schultern und schritt die dunkle Treppe im Hinterhause hinauf. Ihr Herz klopfte hörbar, als sie ihren Liebling mit glühenden Wangen, fiebrigen Augen und heftig erregtem Pulsschlag antraf. Frau Weinlandt hatte das Bettchen aus dem engen Hinterstübchen in die Vorderstube gesetzt; die letzten Strahlen der untergehenden Sonne fielen auf das liebliche Kindergesicht und zeigten Gertrud, die sich in der Behandlung der Dorfkinde in Lichterfelde Erfahrung gesammelt hatte, daß es sich hier nicht um eine einfache leichte Erkältung handele. Leider bestätigte auch die ernste bedenkliche Miene des schnell herbeigerufenen Arztes ihre trübe Voraussetzung, und ihre Befürchtung steigerte sich zur qualvollen Besorgniß, als der Doktor, den sie bis zur Treppe geleitete, ihr auf die Bitte um volle Wahrheit eingestand, daß das Nervenfieber, welches jetzt epidemisch auftrate, bei dem kleinen Patienten einen Charakter anzunehmen scheine, der die größte Vorsicht und Pflege erheische, um dem Schlimmsten vorzubeugen.

Sofort war Gertruds Entschluß gefaßt, in diesen Tagen nicht von Frau Weinlands Seite zu weichen.

Die Großmutter wollte zwar anfangs nichts davon wissen, daß Gertrud ganz zu Frau Weinlandt übersiedelte, sie fügte sich aber endlich ihren Bitten, ja sie ging schließlich so weit, daß sie selbst an den alten Nußbaumschrank trippelte, Gläser mit eingemachten Früchten, Gelee und eine Flasche Ungarwein

ausuchte und öfter als einmal ansprach, wie sehr sie bedaure, durch ihr Unwohlsein ans Zimmer gefesselt zu sein und nicht selbst zu dem kleinen Kranken gehen zu können.

„Grüße mir schön die arme kleine Mutter,“ sagte sie beim Abschied, Gertrud liebevoll auf die Stirn küssend. „Mittag und Abendbrot schicke ich Euch hinüber, und will Otto durchaus, daß Du mit ihm spielst, nun so bleibe auch zur Kaffezeit drüben; einem kranken Kinde muß man schon etwas zu Gute thun.“

Beladen mit reichen Schätzen betrat Gertrud im einfachen Hauskleide das kleine Stübchen im Hinterhause, welches ihr bis dahin als die Stätte des häuslichen Friedens vorgezeichnet hatte und das hinfort der Schauplatz so vieler trauriger kummervoller Stunden für sie werden sollte! Ja, schwere bittere Tage reichten sich an Gertruds Einzug! Tage, in denen das Mutterherz rang in bitterer Angst und Qual, in denen es verzagen wollte und sich doch immer wieder an Gottes Liebe hoffnungsvoll anklammerte.

Gertrud hatte bis dahin Frau Weinlandt, die sie jetzt Louise und „Du“ nannte, gern gehabt — in dieser Zeit lernte sie sie nicht nur lieben, sondern auch verehren. Gab es doch nichts Rührenderes, als Louise am Bett ihres Kindes! Kein Wort der Klage kam über ihre Lippen, kein einziges Mal zitterte die Hand, die dem Kinde Medizin reichte, die immer wieder und wieder den heftig phantasirenden Knaben zu beruhigen suchte, oder durch tausend kleine Reizen Gertrud bewies, wie dankbar sie ihr für ihre Hilfe war! Nie, auch nur auf einen Augenblick dachte sie an sich. Aber Tag für Tag wurden ihre Wangen bleicher, die blauen Ränder unter den Augen tiefer, und als das Fieber trotz aller ärztlichen Mittel mehr und mehr zunahm, als der Gedanke: Otto zu verlieren, in immer drohenderer Gestalt an sie herantrat, da gab es Augenblicke, in denen auch ihr der Muth sank. Ja, sie mußte den Reiz der Sühne bis auf die Reize leeren, aber diese war

tödtlich bitter, und Louise verzagte, sie ertragen zu können. Dann gab ihr freilich ein inniges Gebet die Kraft wieder auszuhalten und sei es bis zum Ende.

Nur heute, am achten Tage, als der Briefträger einen Brief brachte, nahm ihr Schmerz einen Grad der Verzweiflung an, der Gertrud erzittern machte. Freilich währte auch diese leidenschaftliche Erregung nur kurze Zeit, aber Gertrud hatte doch genug gesehen, um zu fühlen, daß es Qualen auf der Welt gäbe, von deren Größe und Tiefe sie bis dahin keine Ahnung gehabt hatte.

Louise schien den ganzen Tag über wie im Traume umherzugehen, sie war aber womöglich noch mehr bemüht, sich keinen Augenblick von Otto zu trennen, und noch liebevoller, noch herzlicher gegen Gertrud.

Als der kleine Patient am Nachmittag etwas ruhiger geworden war, holte sie zum ersten Mal, seit Gertrud sie kannte, Briefpapier und Feder hervor. Sie schrieb nur wenige Worte, aber sie schienen sie heftig zu ergreifen. Sie sah lange vor dem Briefe und schloß ihn endlich, indem sie sich sichtlich aus bangem Schwanken aufrastete.

Gleich darauf versiel Otto von neuem in heftiges Phantastieren und verlangte wie gewöhnlich beständig nach dem Onkel Ernst. Louise sprang mit ungewöhnlicher Heftigkeit auf und beugte sich mit solcher Leidenschaftlichkeit über das Kind, daß Gertrud ihre Arme um sie schlang und zärtlich sagte:

„Um Gottes willen, Louise, denke auch an Dich! Du reißt Dich auf! Was soll aus Dir werden, wenn Du Dich nicht schonst?“

„Aus mir?“ rief Louise stürmisch aus, und es lag so viel Bitterkeit, so viel Todesqual in dem Tone, daß Gertrud davor erbebt. „Aus mir? Wer fragt nach mir, wenn Otto stirbt? Wer hat mich dann lieb? Sieh, Gertrud — er, dem meine Seele gehört, so lange ich denken kann, liebt nur das Kind! Durch Otto hoffte ich einst sein Herz zu gewinnen. O, Gertrud, ich sehnte mich so namenlos darnach, und ich wußte, daß es mir gelingen würde, aber jetzt? O — ich verliere mit Otto alles, alles, alles!“

Sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen, als wolle sie die heftig hervorquellenden Thränen zurückhalten. Dann sagte sie, sich gewaltsam zusammennehmend, hastig: „Vergiß, Gertrud, was ich so eben gesagt habe. Die Verzweiflung preßte mir die Worte aus!“ Und das Kind umschlingend, legte sie dessen heißes Köpfchen an ihre bleiche Wange und sagte tiefaufathmend: „Nicht wahr, mein Lieblich, Du verläßt Deine Mutter nicht?“

Otto war wieder ruhiger geworden. Er hielt krampfhaft die Hände seiner Mutter fest, als fürchte er ohne ihre Stütze herabzusinken in den Abgrund, den seine Phantasie so eben herausbeschworen. Seine Angst war gemildert, aber die Augen irrten doch noch wirr und unsät im Zimmer umher — seine Pulse flogen, seine Stirn war mit Angstschweiß bedeckt. Louise hatte sich auf eine Fußbank am Bett niedergelassen; sie drückte die heißen glühenden Händchen fest in den ihrigen, sie hatte die ganze Welt vergessen — sie dachte nur an ihr Kind und ihr Elend.

Gertrud saß ihr stumm gegenüber. Tausendmal rief ihr Herz ihr zu: „Eile zur Freundin, hilf ihr!“ und tausendmal hielt ein unüberwindliches Gefühl sie davon zurück. Mühte sie nicht fürchten, diese noch mehr aufzuregen? War sie doch in diesen acht Tagen keinen Augenblick von ihrer Seite gewichen, und hatte sie nicht immer, wenn auch mit bitterem Schmerz empfunden, daß Louise eine Natur war, die am schnellsten über das Schwere hinwegkam, wenn sie es allein mit eigener Kraft bewältigte? Nein, sie durfte ein Geheimniß nicht lüften, das im tiefsten Schrein des Herzens verborgen gehalten wurde, durfte einen verzweifelten Augenblick nicht benutzen, um der Freundin vielleicht viele Stunden bitterer Reue zu bereiten. So verstrich Minute um Minute. Als aber der verzweifelnde Ausdruck auf Louises Gesicht keinem verklärenden Schimmer wich, stand Gertrud leise auf, kniete neben der Beträubten nieder und flüsterte:

„Louise, der liebe Gott wird Dir Deinen Otto nicht nehmen; sollte er es aber dennoch anders beschlossen haben,

so kommst Du zu uns nach Lichterfelde. Ich habe Dich so lieb, so lieb wie eine Schwester, und Mama und Papa sind so gut, sie werden Dich mit Freuden als ihre Tochter willkommen heißen.“

Louise drückte einen zärtlichen Kuß auf Gertruds Lippen. „Ich danke Dir; Du bist so gut! Aber wenn Gott mir Otto nimmt, dann kann kein Mensch auf der weiten Welt mir helfen; dann stehe Gott meiner armen Seele bei!“

„Louise, wie sprichst Du mir? Ich erkenne Dich heute nicht wieder! Du, die Du immer so laust, so ruhig, so fest warst —“

„Gertrud,“ unterbrach Louise schnell, „hast Du es schon erfahren, wie einem Menschen zu Muthe ist, der äußerlich ruhig und doch in seinem Innern aufs tiefste erregt ist?“

Als Gertrud mit dem Kopfe schüttelte, fuhr sie fort:

„Ich bin lange nicht so geduldig und ruhig, wie es den Anschein hat. Es gibt ein Gefühl, das mein Herz seit Jahren mit einer Leidenschaft erfüllt, daß ich stets von neuem davor erzittere. Gertrud, hast Du je geliebt?“

Sie senkte bei den letzteren Worten ihre Augen tief in die ihrer Freundin. Als ihr aus denselben ein heller aufleuchtender Schein als Bejahung entgegen blühte, machte sie eine Hand aus Ottos Händen frei, schlang ihren Arm um Gertrud und sagte:

„O, Gertrud, mir ist es so oft ums Herz gewesen, als müßte ich mich ein, ein einziges Mal voll und ganz vor einer theilnehmenden Seele aussprechen! So möge es denn heute geschehen, heute, nachdem ich seinen Brief bekommen, in dem er mir mittheilt, daß in drei Wochen unsere Hochzeit sein soll. O, Gertrud, der Brief ist so kalt; er enthielt kein einziges Liebeswort für mich, nur eine namenlose Sehnsucht nach Otto!“

„Sage mir alles, es wird Dich erleichtern, meine theure Louise,“ flüsterte Gertrud innig; zog eine Fußbank ans Bett und lauschte aufmerksam Louises Erzählung, die in kurzen grellen Farben zuerst ihre Jugend mit Ernst — der Name Römer kam nicht über ihre Lippen; er hatte für sie keine Bedeutung — dann die Trennung von ihm, das Wiedersehen, ihre Uebersiedelung nach Hasselrode zum Pastor Sternberg u. s. w. erzählte.

Die Dämmerstunde war allmählich eingebrochen. Louise war so verunken in ihren Erinnerungen, daß sie nicht bemerkte, wie Gertrud bei Erwähnung des Namens Sternberg erleichterte, wie die Farbe ihrer Wangen mehrmals wechselte, als Louise in richtiger Selbsterkenntniß sich anlagte, durch ihre Befangenheit und Zurückhaltung vor dem gelehrten Geliebten daran Schuld zu sein, daß ihr gegenfeitiges Verhältniß mit den Jahren an Innigkeit und richtigem Verständniß verloren, und daß Ernsts Liebe sich ganz dem Sohne zugewandt hatte.

„Nun weißt Du alles,“ schloß sie ihre Erzählung, „lies noch diesen Brief und rathe mir dann, ob ich die Zeiten fortschicken soll, in denen ich ihn bitte, zu kommen. Ich sehne mich so nach seinem Trost und seiner Stütze, und würde beides finden, wenn er Otto noch am Leben träfe. Aber wenn er ihn nicht fände, Gertrud, wenn er seinen kleinen Lieblich nicht mehr fände!“

Gertrud ergriff mechanisch den dargereichten Brief. Die Buchstaben tanzten vor ihren Augen, sie konnte sie nicht entziffern — nur das Wort: „Buchenhaid“ stand klar und deutlich vor ihr.

Es war ein Glück für sie, daß in diesem Augenblick der Arzt eintrat und Louises ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Es wäre ihr unmöglich gewesen, so Herr ihrer Bewegung zu werden, daß Louise nichts gemerkt hätte.

Sie trat ans Fenster. Unten im Hofe spielte eine Schar lustiger Kinder; ihr Jubeln und Lachen tönte herauf und schnitt wie ein herber Miston in ihre Seele. Schnell wandte sie die Augen fort und blickte hinauf in die Krone einer alten Linde, die ihre Aeste bis ans Fenster streckte. Kein Lüftchen rührte sich — dort war Friede, war Ruhe! „Die Welt geht weiter den alten Gang,“ murmelte Gertrud, „was kümmert sie sich darum, ob ein Menschenkind so elend — so unbeschreiblich elend ist!“

Sie hörte den Doktor das Zimmer verlassen, hörte wie Louise ihren Namen mit ihrer liebsten sanften Stimme rief — sie wollte sich umwenden und vermochte es nicht. Erst als sie Louisens weiche Arme um ihren Hals fühlte, als sie deren Augen mit so inniger Liebe auf sich ruhen sah und ihre Worte hörte: „Armes Kind, wie bleich Du bist! Ich habe Dich durch meine traurige Geschichte erschreckt! Verzeih, daß ich nicht bedachte, wie Du in Folge des Nachtwachens elend und angegriffen bist —“ erst da gewann sie ihre alte Selbstbeherrschung wieder. Sie versuchte zu lächeln und sagte sanft:

„Bergib, Louise, daß ich mich meinem Gefühl so sehr hingab. Reiche mir Deinen Brief; ich will ihn selbst auf die Post bringen; die frische Luft wird meinen Kopfschmerzen gut thun.“

Louise geleitete sie liebevoll bis zur Thür. Ahnte sie doch den wahren Grund der mächtigen Bewegung ihrer Freundin nicht; wählte sie doch in derselben nur einen neuen Beweis zu erhalten, wie tief und innig Gertruds warmes treues Herz mit ihr litt und empfand!

Als Gertrud von einem langen Spaziergang heimkehrte, war sie ruhiger; sie duldete es aber doch, daß Louise sie in die kleine Hinterstube begleitete und sie zwang, sich zur Ruhe zu begeben.

„Schlaf wohl, mein Herzchen,“ sagte Louise bewegt. „Seit ich Dir alles erzählt habe, bin ich ungleich ruhiger geworden. Gott wird barmherzig sein und mir meinen Otto nicht nehmen. In drei bis vier Tagen kann Ernst hier eintreffen; o, wie glücklich will ich dann sein? Nicht wahr, Du bist es dann auch? Dein treues Herz theilt dann meine Freude — wie mein Leid?“

Als Gertrud allein war, lehnte sie den Kopf an das Fensterkreuz und starrte hinaus. Sie bemerkte es nicht, wie die Schatten der Nacht sich immer tiefer und tiefer auf die Erde senkten — wie ein Stern nach dem andern am Himmel erschien — erst als der Mond sein bleiches Licht auf die Umgebung warf, trat eine ähnlliche Nacht mit aller Gewalt vor ihre Erinnerung — es war die Nacht nach jenem seligen Tage in Buchenhalde.

„O Gott, habe Erbarmen mit ihm und mit mir!“ höhnte sie, warf sich vor ihrem Bett auf die Knie und verbarg schluchzend ihr Haupt in den Kissen.

IX.

Es war gegen Abend des zweiten Tages nach Louisens Erzählung. Louise hatte endlich Gertruds dringenden Bitten Gehör geschenkt und sich ordentlich zur Ruhe begeben. Zum ersten Mal war Gertrud seit jenem furchtbaren Morgen, der der schlaflosen Nacht gefolgt war, allein, brauchte sie ihren Gefühlen keinen Zwang aufzuerlegen.

Ihr Antlitz strahlte vor Entzücken, als sie sich über den schlafenden Otto beugte, seinen ruhigen regelmäßigen Athemzügen lauschte.

„O Gott, wie danke ich Dir!“ stammelte sie, „daß Du ihn uns erhalten! Hättest Du meinen wahnsinnigen Wünschen von gestern Gehör geschenkt, läge er jetzt kalt und leblos vor mir — wie elend, wie unsäglich elend wäre ich jetzt!“

Sie setzte sich auf die Fußbank und stützte ihr Haupt in ihre Hand. Noch einmal ging der ganze gestrige Tag, die entsetzliche Nacht vor ihrem Geiste vorüber. Hier auf dieser selben Stelle hatte sie gesessen, von hier aus hatte sie gesehen, wie Louise ihr Kind in den Armen hielt, wie sie gerungen und geseht im inbrünstigen Gebet — hier hatte sie an sich erfahren, was es heißt, wenn die Lippen anders beten, als das Herz!

Noch jetzt überrieselte ein kalter Schauer ihren Körper, als sie an den Kampf, an die entsetzlichen Qualen dachte, aber sie wehrte der Erinnerung nicht. Nein, sie wollte noch einmal alles so recht durchfühlen, um auch des Glückes noch einmal theilhaftig zu werden, das sie besaß, als sie endlich mit übermenschlicher Kraft das wilde verbrecherische Wünschen des Herzens gestillt hatte, als sie beten konnte mit Lippe und Seele: „Herr, laß das Kind leben!“

Es war dann ein Augenblick eingetreten, in dem Otto matt und kraftlos aufs Lager zurückgesunken war, um nach einer Stunde die Augen zu öffnen und Mama und Tante Gertrud zu erkennen; der Arzt war hereingetreten und hatte bestätigt, was der glückliche Mund der Mutter ihm freudetrunken entgegengerufen: Otto hat die Krisis überstanden! Gertrud war in Louisens Arme gesunken und hatte vor Freunden geweint, wie nie zuvor im Leben. Die beiden jungen Wesen hatten sich dann Freundschaft geschworen fürs ganze Leben.

An das alles dachte Gertrude jetzt; ihr Antlitz wurde von Minute zu Minute milder.

„Weißt Du auch, mein Herzenslieblich,“ flüsterte sie, indem sie leise einen Kuß auf die kleine weisse Hand drückte, „daß mir diese Erinnerung Kraft geben muß, Dich morgen zu verlassen? Verlassen, verlassen auf immer? Uebermorgen kommt der, auf den Du und Deine Mutter die größeren Rechte hat! — ihn darf ich nie, nie wiedersehen!“

Sie senkte den Kopf tief auf die Brust; Thräne auf Thräne lief über die bleichen Wangen.

So mochte sie eine halbe Stunde zugebracht haben. Vom Hof klangen Kinderjubil und Vögelgezwitz herauf — im Stübchen war es so lautlos still, daß sie nur das Ticken der Wanduhr vernahm. Da horch! was war das? waren das nicht Schritte auf der knarrenden Treppe — Schritte, deren Ton ihr Herz erbeben machten? Nein, es konnte ja nicht sein, heut Abend bekam er ja erst den Brief — aber wenn er es doch wäre? Da ging die Thür auf!

„Ernst, um Gottes willen, Ernst!“ und Gertrud lag, dem Impuls des Augenblicks folgend an seinem Halse, und weinte und schluchzte wie ein Kind.

Wie im Traum hörte sie seine Worte: „Gertrud, Du hier,“ fühlte sie, wie der charakterfeste starke Mann in ihren Armen zitterte, wie er sie dann fest und fester an sich schloß, als wollte er sie nie wieder von sich lassen. Ihr Auge begegnete einem Blick so unendlicher Liebe, so innigen Verständnisses, daß es sie mit namenloser Wonne durchbebt, daß sie es duldete, wie er ihr die Thränen von den Wangen küßte und ihr tausend innige Namen zuflüsterte. Erst sein Ausruf: „Gertrud, keine Nacht der Erde soll uns je wieder trennen!“ brachte sie schließlich aus dem Himmel ihres Glückes in die kalte rauhe Wirklichkeit zurück. Es geschah ihr wie dem verschmachtenden Wanderer, der plötzlich den langersehnten Quell vor sich schauend, die klare kalte Flut mit Begierde schlürft, sich aber dann mit Schrecken bewußt wird, daß der ungekürzte Genuß ihm Tod und Verderben bringt. „Ernst,“ rief sie, „um Gottes willen, was haben wir gethan?“

Sie stürzte an Ottos Bett nieder, verbarg ihr Gesicht in ihren Händen und schluchzte einmal über das andere: „O Gott, hilf mir, wie Du mir in jener entsetzlichen Nacht geholfen hast.“

Lange kniete sie so. Es war still um sie geworden, und stiller, immer stiller wurde es in ihrem Herzen. Da hörte sie ein Stöhnen, ein schweres Aufathmen aus gepreßter Brust: „Gertrud!“ klang es von seinen Lippen; das eine Wort genügte, um Gertrud zum Bewußtsein zu bringen, daß er mehr leide als sie. Wie Schuppen fiel es ihr von den Augen. Nein, ihretwegen sollte er nicht leiden, sie wollte ja sein Glück, sein höchstes Glück auf der Welt sein, und da es ihr Gott versagte, sein Weib zu werden, konnte sie ihm da nicht helfen zu dem was Louise ihm jetzt noch nicht bieten konnte: zu dem Frieden der Seele?

Ein Gefühl, so heilig und tief wie in jenem Augenblicke, da sie betete: „Gott erhalte uns das Kind!“ da sie Ernst auf immer entsagte, kam wieder über sie. Sie erhob sich und streckte Römer beide Hände entgegen. „Ernst,“ sagte sie mild und sanft, „o bitte, höre mich an! Für Dich gibt es kein anderes Glück, als das der treuen Erfüllung Deiner Pflicht, und Dein Glück ist mein Glück. Dein Leben gehört ihr. Zudem Du Louise die Treue bewahrst, bewahrst Du sie Dir.“

„Gertrud,“ rang es sich von seinen Lippen, „daß sie ein Recht, ein heiliges Recht auf mich hat, ich habe es gefühlt und darnach gehandelt. Jahr um Jahr habe ich alles diesem Recht untergeordnet — ja auch dann, als mein Herz sich em-

pörte über die unselige Kette, da es aufzauhzen wollte vor unbeschreiblicher Seligkeit, habe ich in hartem Kampf Louise die Treue bewahrt. Aber muß es sein? Muß —“ er konnte nicht weiter.

Gertrud trat unwillkürlich einen Schritt zurück und faltete beide Hände über die Brust. Sie fühlte, daß jetzt der Augenblick kam, der Leben oder Tod für sie brachte, daß sie all ihren Muth, die ganze Erinnerung an ihren heißen bitteren Kampf an Ottos Bett zu Hilfe nehmen mußte, um den Sieg davonzutragen über die heißen verlangenden Wünsche ihres Herzens! Aber sie war ein starkes Mädchen, und ihre reine und selbstlose Liebe kam ihr zu Hilfe.

„Ernst,“ sagte sie — und sie war selbst verwundert über die Festigkeit ihrer Stimme, „Ernst, alles kann uns ein grausames Schicksal rauben, aber die Treue nicht, sie ist das höchste — erst, wer sie verlor, ist ganz unglücklich. Die Treue hat Louise anrecht erhalten, sie wird auch Dir die Kraft geben, uns jetzt, wie sonst immer, als ein Beispiel voranzugehen. O höre mich, Ernst!“

Aud mit schlichten Worten schilderte sie ihm alles: wie sie ihn geliebt, und was sie empfunden habe, als Louise ihre Geschichte erzählte, wie sie gerungen und gekämpft in unseligem Wahn, wie Gott dann Erbarmen mit ihr gehabt, wie es ihr wohl und leicht ums Herz geworden, da sie gebetet: Gott erhalte das Kind, daß es der Mutter das Herz des Vaters wieder gewinne — ihre Stimme stockte.

Ernst beugte sich tief herab zu ihr, ergriff ihre Hand, die eisfalt in der seinigen ruhte, und drückte sie innig. „Armes Kind,“ sagte er bitter, „so blieb auch Dir der erste schwere Kampf des Lebens nicht erspart!“

Er sah düster vor sich hin.

„Ernst!“ hob sie wieder an, „Ernst, laß Dein Glück mein Glück sein, gib mir das Bewußtsein mit hinaus in das einsame Leben, daß ich Dein und Louise's Glück, Ottos Zukunft begründet habe!“

„Glück, Gertrud?“ und der alte leidenschaftliche Ton brach wieder durch; Hohn und Spott lag in seiner Stimme. „Wilst Du Dir und mir einreden, ich könne jetzt mit Louise glücklich werden, wo ich inne geworden bin, daß das einzig wahre Glück für den Mann darin liegt, sich von ganzer Seele geliebt zu wissen?“

„Louise liebt Dich von ganzer Seele!“ rief Gertrud. Sie wies auf den friedlich schlummernden Knaben. „Ernst, er ist Dein und Louise's Kind! Laß ihn bitten, nun ich es nicht mehr vermag.“

Sie beugte sich über Otto, und der Kuß, den sie auf seine Lippen drückte, mußte stürmischer geworden sein, als sie beabsichtigte. Der Knabe erwachte, erkannte Römer, und streckte verlangend beide Arme nach ihm aus.

Als Ernst sich von den Umhüllungen seines Kindes befreite, hatte Gertrud bereits das Zimmer verlassen.

X.

Als Louise Ernst gegen Morgen an Ottos Bettchen fand, verließ er sie nach wenigen Minuten, um, wie er vorgab, im Hotel die versäumte Nachtruhe nachzuholen.

Vergebens wartete Louise den ganzen Tag auf seine Rückkehr; auch Gertrud, von der Ernst ihr in wenigen Worten gesagt hatte, daß Fräulein Baum das Zimmer verlassen habe, sobald er die Nachtwache beim Kleinen übernommen hatte, ließ nichts mehr von sich hören. Erst gegen Mittag brachte Dore ein Briefchen, das die Feilen enthielt:

„Liebe Louise!

Gott hat alles wunderbar gefügt. Heute früh, so kurz vor Abgang des Juges, daß ich nicht mehr zu Dir eilen konnte, erhielt ich einen Brief vom Vater, der mich sofort nach Hause rief. Wennruhige Dich nicht; es liegt nicht besonders Schlimmes vor. Mama ist angegriffen von den warmen Bädern und wünscht meine Pflege. Ein unendlich beruhigendes Gefühl liegt für mich darin, daß Ottos Krankheit die Spitze abge-

brochen ist und Du eine Stütze neben Dir hast, die mich tausendfältig ersetzt. Schreibe mir bald, und sei so glücklich wie Dir aus tiefstem Herzen wünscht

Deine

Gertrud.“

Am Nachmittag kam Frau Jordan, um selbst nach dem kleinen Patienten sehen. Es war ihr erster Ausgang, und Louise schob es darauf, daß die alte Dame heute weicher und zuhünderlicher war, als je zuvor. Sobald von Gertrud die Rede war, traten der alten Dame die Thränen in die Augen, so vernied es denn Louise schließlich, ihrer zu erwähnen. Gertrud mußte von Römers Ankunft berichtet haben, denn Frau Jordan nahm seine Anwesenheit als etwas ganz Selbstverständliches an, und suchte Louise's Unruhe über sein langes Ausbleiben mit tausend Trostgründen zu beschwichtigen, bis sich gegen Abend auch ihrer ernstliche Sorge bemächtigte. Sie schrieb schnell ein paar Zeilen und schickte sie durch den Sohn der Wirthin nach dem Hotel, in dem Römer abgestiegen war. Mit welcher Spannung erwarteten beide Frauen die Rückkehr des Boten! Statt seiner kam der Herr Geheimrath Hein, der langjährige Arzt der Frau Jordan und theilte ihr mit, daß der Fremde, von dessen näheren Verhältnissen kein Mensch im Hotel eine Ahnung gehabt habe, heftig erkrankt sei. Seit der Wirth ihn, den Doktor, gerufen, sei das Bewußtsein verloren und nicht wiedergekehrt, er sei daher glücklich, in seiner lieben Frau Jordan eine Bekannte des Fremdlings zu finden.

„Das ist eine traurige Geschichte,“ erwiderte Frau Jordan nachdenklich, „da wird es wohl das Beste sein, wenn Sie, meine liebe Frau Weinlaubt — Sie müssen nämlich wissen, Herr Geheimrath, daß Herr Römer nur ein Bekannter von mir, aber ein rechter Vetter von meiner lieben Nachbarin ist — einmal selbst nach dem Kranken sehen. Frau Witt, die Krankenpflegerin, ist eine tüchtige zuverlässige Frau, die nichts verabsäumt, was dem Patienten Noth thut, aber nicht wahr, Frauchen, — selbst ist der Mann! Sie möchten ihr die Pflege doch wohl nicht allein überlassen?“

Ein unendlich dankbarer Blick leuchtete aus Louise's Augen; er sagte mehr als tausend Worte.

„Ich gehe,“ sagte sie hastig, „wollen Sie ein halbes Stündchen bei Otto bleiben?“

„Natürlich! Und ist es notwendig, so bleiben Sie ruhig dort. Dore und ich werden schon nach dem Kleinen sehen.“ Als Louise im Uebermaß ihres Dankgefühls sich an die Brust der alten Frau warf, streich diese ihr sanft die Haare aus der erhigten Stirn und sogte freundlich:

„Ich thue nur, was Gertrud mir aufgetragen hat. Sie sagte mir, Herr Römer habe schon gestern ungewöhnlich bleich und elend ausgesehen, und da solle ich Ihnen beistehen, wenn er es nicht könnte. So, Kind, nun keine Thränen mehr! Der Herr hilft, ehe wir es uns versehen!“

Bitternd legte Louise mit dem Geheimrath den Weg zum Hotel zurück. Ihr Herz schlug heftig, als sie in das schwach erleuchtete Krankenzimmer trat; aber aller Muth, den sie sich auf dem Weg dorthin erkämpft hatte, verschwand vollständig, als sie dem starren leblosen Antlitz ihres Geliebten gegenüber trat.

„Ist er todt?“ fragte sie angstvoll, die bleiche schlaff darniederhängende Hand mit Küssen bedeckend. „O warum haben Sie mich nicht früher gerufen? Warum...“

„Still, still!“ unterbrach sie der Arzt mitleidig und zog die Verzweifelte vom Lager fort. „Hier heißt es vor allen Dingen Ruhe, Ruhe und wieder Ruhe, wollen wir der Krankheit den Todesstachel nehmen.“

„Lebt er denn wirklich noch?“ und Louise sah mit einem so verklärten Schimmer den Geheimrath an, daß dessen schon rege gewordenes Mitleid nur noch stieg und er freundlich beruhigend hinzufügte: „Wir haben hier zwei gute Mitarbeiter, die uns bei der Wiederherstellung des, ich gestehe es Ihnen offen, nicht unbedenklichen Falles tapfer helfen werden! Die Jugend und die kräftige Constitution des Patienten. Sein Nervensystem scheint freilich in ungewöhnlichem Grade angespannt worden zu sein, aber Muth, Frau Weinlaubt, so lange noch ein Athemzug im Menschen ist, darf man die Hoffnung nicht



Ein Sommerkamp im Kantons. Nach einer Skizze von H. Sanjara.

nich
lich
"
inen
chob
cher
aten
o es
von
eine
achte
cost-
liche
idite
mer
eide
Dere
dan
eren
abe,
ge-
er
Be-
dan
eine
Dere
mir,
—
ran-
ver-
dahr,
fleze
fens
lbes
uhig
hen."
Brust
der
Sie
leich
in er
Der
zum
wach
sich
adig,
egen-
dar-
aben
zog
allen
rauf-
inem
chon
be-
eiter,
ffen,
gend
wen-
annt
noch
nicht

aufgeben! Ich bleibe die Nacht über hier. Lassen Sie mich rufen, sobald der Kranke zu sich kommt — überhaupt sobald sich das Geringste in seinem Befinden ändert. Im übrigen befolgen Sie die Anordnungen der Frau Witt, welche die genauesten Instruktionen erhalten hat."

Damit verließ er das Krankenzimmer.

Frau Witt, die anfangs im leisen Flüsteren eine Unterhaltung mit Louise begann, verstummte bald, da deren freundliche aber kurze Antworten keinen Stoff zu ferneren Erzählungen boten.

Der Korridor vor dem ziemlich hochgelegenen Zimmer war mit dicken Teppichen belegt — nur hin und wieder drang der Schall lärmender Gäste herauf und vermischte sich mit dem Geräusch der vorbeifahrenden Wagen. Auf Augenblicke war es unheimlich still in dem kleinen Gemach, dessen Wände Louise so fremd und kalt anstarrten. Anfangs ruhte ihr Blick nur auf dem Kranken, aber sein Gesicht war so leichenblau, es lag

ein Zug so bitteren starren Schmerzes um seinen Mund, daß sie ihre Augen abwenden mußte, wollte sie nicht vor innerer Qual vergehen. Stunde auf Stunde verrann! Der Geheimrath war mehrmals oben gewesen — jedes Mal war sein Blick ernster geworden, seine Worte klangen nicht mehr so überzeugend sicher, als bei Louises Eintritt. Als es jetzt 10 Uhr abends geworden war, und Louise, die heute wohl schon zum hundertsten Male aufgeworfene Frage: „Wie sieht es?“ wiederholte, ohne diesmal eine Antwort zu erhalten, da fragte sie mit zitternder Stimme: „Herr Römer hat eine Mutter, soll ich sie nicht herbeirufen?“

Der Geheimrath nickte mit dem Kopf. Sie brauchen ihr ja nicht zu telegraphiren, daß es so ernstlich ist," sagte er, „aber sie mag sich besinnen! Nun, nun, Frauchen, es kann ja auch besser werden; bis Frau Römer eintrifft, kann ja auch alle Gefahr beseitigt sein."

(Schluß folgt.)

Ein Blick auf die Geschichte Cyperns.

Von Frau von Köher.

Neudruck verboten.
Gel. v. 11. VI. 70

(24111.)

VI. Byzantinisch-arabische Zeit.

Um die Mitte des vierten Jahrhunderts nach Christus vollzog sich zwischen Morgen- und Abendland, welche durch die Gewalt römischer Waffen zusammengefügt waren, wieder eine Scheidung, die unverrückbar andauerte bis zur Gegenwart. Dreimal vorher hatten sich des Abendlands überfließende Kräfte einen Weg gebahnt nach dem Morgenlande: in der griechischen Heroenzeit, unter Alexander dem Großen und seinen Generalen, und nach der römischen Eroberung. Das Morgenland rächte sich. Es war eine Art von welthistorischer Tücke, daß Hellas die Blüte des Abendlands tief in die Geschichte und Kreise des Orients hineingezogen und von ihm nicht wieder losgelassen wurde. Diese Scheidung war gegeben, sobald das oströmische Reich entstand, das sich sehr bald zu einem byzantinischen Kaiserthum entwickelte. Nur zweimal hat das Abendland seitdem versucht, die Mauer zu durchbrechen und seine Oberherrschaft, seine Sitten und Ideen dem Morgenlande aufzudrängen, das erste Mal in den Kreuzzügen, und das zweite Mal in der Gegenwart, in welcher Europa sich zunächst den Boden von Hellas geistig zurück erobert und sich in allen Hafen- und Handelsstädten des Orients ansiedelt. Cypern, im Stwinkel des Mittelmeers, scheint bestimmt, wiederum eine wichtige Rolle in diesem Hergang zu übernehmen.

Der Beginn der byzantinischen Herrschaft war für die Insel bezeichnet durch Erdbeben und schrecklich lange Dürren ohne ein Tropfen erquickenden Regens. Achthundert Jahre und länger trug Cypern den byzantinischen Stempel, eine dumpfe trägliche Zeit langsamen Dahinsiehens, unterbrochen durch Jahrzehnte voll entseßlicher Leiden. Die Insel mußte nach Konstantinopel schwere Steuern schicken, und wenn, was öfter geschah, sie sich auflehnte und unabhängig werden wollte, segelte ein kaiserliches Heer herab und ließ sie den Aufstand büßen.

Schutz aber konnten ihr die Kaiser nicht gewähren, weder gegen Seeräuber noch gegen Araber. Ihre Angriffe, Plünderungen und Verheerungen erfüllten die Zeit vom siebenten bis ins zehnte Jahrhundert. Cypern wurde schrecklich verwüstet, in weiten Strecken menschenleer. Erst durch die Hand der Araber sanken darnieder all die alten herrlichen Tempel und Kunstgebäude, mit welchen Griechen und Römer einst die üppige Wald- und Roseninsel geschmückt hatten. Das Wüstenvolk hatte eine wahre Wuth gegen alles, was edle Kunst an Bild- und Säulenwert aufgerichtet hatte, und ruhte nicht eher, als bis das alles zertrümmert am Boden lag. In jener Zeit wurden die fruchtschwellenden Küstenhänge und die große Ebene der Mesoria, auf welcher der Humus haustief gelagert ist und alljährlich vom alten Pédias und Satrachos und ihren Nebenflüssen überschwemmt und bewässert wird, ähnlich wie das Nildelta, entwölfert. Die

Menschen flüchteten nach allen Seiten. Die letzten Griechen zogen sich vollends ins Waldgebirge zurück und bewahrten in seinen Schluchten und Tiefsen ihre Sitte und Sprache. Als endlich die Araber fortgezogen, blieb Cypern noch zwei Jahrhunderte unter byzantinischer Herrschaft, die an ihrem Hauptstamm Lebensblut besaß, viel weniger es nach den Grenzen des Reiches zu treiben vermochte. Die Küstenländer bevölkerten sich wieder, jedoch schwach und von einem Gemisch von Leuten, die hauptsächlich aus Syrien und Aegypten kamen und fortan einen Gegenatz bildeten gegen die Griechen im Gebirge, obgleich sie allmählich deren Sprache und Religion und meist auch ihre Lebensweise annahmen. Das einzige gute Andenken, welches der Insel die byzantinischen Statthalter hinterließen, war der Seidenbau. Christliche Missionare hatten dem Kaiser Justinian aus Indien Eier von Seidenraupen mitgebracht, und es zeigte sich bald, daß diese auf Cypern, wo die Luft so lau und weich ist und kaum durch leisen Seehauch bewegt, besonders gediehen und das feinste Geipinnst lieferten. Die Seidenweberei kam rasch empor und verlor sich nicht wieder.

VII. Fränkische Zeit.

Nach so langen Leiden und Verlusten sollte nun Cypern wieder eine Zeit der schönsten Blüte erleben und sein Ruhm erschallen bis in die fernsten Länder. Hatten Griechen und Römer Asiens Westländer mit Eroberung und Kultur überzogen, so war in der Araberzeit der Rückschlag gefolgt. Der Orient bezahlte mit Blut und Verwüstung, die sich noch schrecklicher wiederholten, als die Haufen der sonngebraunten stier-nachigen Turanier nach dem Westen vordrangen. Endlich erhob sich das Abendland zu unablässigem Aufstürmen auf die Felsen der drohenden Asien. Ein Kreuzzug nach dem andern wird ins Werk gesetzt, an ihrer Spitze wehen die deutschen oder französischen Banner. Als im Jahre 1191 ein englischer König, Richard Löwenherz, die Kreuzfahrt mitmachte, hatte Cypern sich wieder einmal von Konstantinopel losgesagt, und der Statthalter, ein Komnenenprinz, sich unabhängig erklärte. Dieser dachte, als die Franken heranjetzten, sie sich gleich anfangs vom Leibe zu halten, nahm englische Schiffe, die vom Sturm an die Küste verschlagen wurden, als gute Beute weg, und als Richards seekrankte Braut ans Land wollte, ließ er sie auf der Rhede von Limasol schaukeln. Es kam der König selbst herbei, erzwang die Landung, und da gegen den Komnenen noch zwei andere Parteien im Felde standen, wurde es dem Engländer leicht, die Insel zu erobern.

In Limasol feierte er seine Hochzeit. Nun nahm er, ganz wie die Normannen es machten, die Hälfte des Landes für sich, theilte davon ab, was Tafelgut, Klostergut und Kirchengut, und machte aus dem großen Reste Ritter- und Knappen-

lehnen. Diese vertheilte er an ritterliche Leute, die eilig und zahlreich herbeikamen, um von der lachenden Beute ihren Theil zu nehmen und sich auf „dem süßen Eiland“ festzusetzen. Wie auf dem Papier angeordnet, wurde ein Lehnsstaat eingerichtet, ganz nach den Ideen der Ritterwelt, mit Parlament und Rechtshöfen, mit Grafen, Herren und Knechten, Aebten und Prälaten. Da aber Richard Löwenherz seinem Neffen die Krone von Jerusalem zu verschaffen suchte, und der von Saladin vertriebene König, Wido (Guido) von Lusignan, ein Nächstrecht daran hatte, jedoch erklärte, wenn man ihm Cypern gebe, so wolle er Jerusalem abtreten und noch hunderttausend Dukaten darauf zahlen, so wurde die Sache dahin verhandelt, daß Cypern zu einem Königreiche gemacht wurde, das erblich im Geschlechte der Lusignans.

Wido ging eilig daran, Burgen und Festungen zu bauen, damit er die Insel behaupten könne, und als er sie drei Jahre später seinem Bruder Amaurich hinterließ, so traten die Ritter zusammen und erklärten: Cypern müsse ein echtes Königreich werden, und das könne nicht anders geschehen, als wenn es der König zu Lehen nehme vom deutschen Kaiser, der Quelle alles Rechtes. Kaiser Heinrich VI empfing die cyprischen Gesandten zu Gelaufhausen, und da ihm und seinen Räten sofort einleuchtete, welche Wichtigkeit die Insel für die Unternehmungen im Morgenland habe, so sandte er durch die Erzbischöfe von Trani und Brindisi das königliche Scepter nach Cypern und verbieth zur Krönung selbst zu kommen, sobald er seinen Kreuzzug antrete. Da letzteres sich aber in die Länge zog, so erschien der deutsche Reichskanzler, Bischof Konrad von Hildesheim, in Nikosia, nahm für seinen kaiserlichen Herrn die Huldigung ein und vollzog die Krönung.

Dies war im Jahre 1196. Zweihunddreißig Jahre später erschien in Pracht und Herrlichkeit zu Limasol Kaiser Friedrich II und nahm Cypern in Besitz als Oberlehnsherr und Vormund. Denn der Thronerbe war ein Knäbchen von neun Jahren, und die Regentschaft, an ihrer Spitze Herr Johann von Ibelin, Baron von Beirut, lag sich in den Haaren mit einem großen Theile des Adels, der die Ibelins nicht mochte. Cypern sollte aber Sammel- und Bergestätte werden für des Kaisers Kriegsmacht, um das heilige Land zu behaupten, dessen Krone sich Friedrich selbst auf das Haupt gesetzt hatte. Die reichen Einkünfte der Insel bestimmte er zum Unterhalt seiner Beamten und Festungen in Syrien. Allein kaum waren etwa ein Jahr später des Kaisers Segel am Meereshorizonte verschwunden, so eröffnete Ibelin, ein Jurist und Staatsmann und Feldherr ersten Ranges, den Krieg gegen den Kaiser, mit ihm die ganze Ritterschaft der Tempier und Franzosen, deren Uebergewicht im heiligen Lande der Kaiser nicht hatte brechen können, so sehr er auch den deutschen Orden zu verstärken suchte. Lange Jahre zog sich der Kampf hin und her, voll von Romantik und wechselnden Schicksalschlägen. Friedrich setzte alles daran, Cypern zu behaupten, und sandte Heer auf Heer. Er mußte und wollte auch dort den Uebermuth des Adels brechen, die Ritterschaft aber berief sich auf das Landesrecht, nach welchem auch der Kaiser Recht müsse nehmen und geben in ihrem hohen Lehnshofe. Er aber wollte, so erklärten sie, immer wieder Cypern und Jerusalem zum Anhängsel des deutschen Reiches machen. Die Entscheidung gab endlich, daß Ibelin sich der Seemacht der Genueser versicherte, indem er ihnen zum Danke den Gesamt-handel Cyperns überlieferte.

Als ich vor drei Jahren Cypern bereiste, wo Deutschland, worauf ich in meinem Buche öfter hindeutete, die ganze Insel so zu sagen für ein Ei und Butterbrot hätte haben können, wurde ich öfter an Kaiser Friedrichs II Unternehmungen erinnert. Weil in unseren Geschichtsbüchern gar wenig davon zu lesen, so suchte ich die Geschichte seiner cyprischen Thaten und Verhandlungen aus den Schriften der Zeitgenossen darzustellen.*)

*) Kaiser Friedrich II Kampf um Cypern. Von Franz von Löher. München 1878, Verlag der königl. Akademie.

Eine Hauptquelle, welche dafür kaum noch benutzt war, ist das Assisenrecht von Jerusalem. Als nämlich die französischen Ritter das Vorhaben des deutschen Kaisers endlich vereitelt sahen, gingen sie fröhlich daran, ihr Landesrecht, das ihnen so treffliche Hilfe geleistet, näher zu begründen. Johann von Ibelin und sein gleichnamiger Neffe, Philipp von Navarra, Geoffroy le Tort und anderen Herren, die in den Feldzügen gegen den Kaiser tapfer den Degen geschwungen, nahmen jetzt die Feder zur Hand und schrieben die Artikel und Erläuterungen des berühmten Assisenrechts von Jerusalem, ohne Zweifel das interessanteste Rechtsbuch des Mittelalters.

Das Königreich der Lusignans aber entwickelte sich rasch zu einer wahren Prachtblüthe des Ritterthums. Als Affon, der Christen Hauptstadt in Syrien, fiel, flüchtete alles hinüber nach Cypern. Fort und fort liefen nun von hier die Flotten aus, welche glorreich den Kampf mit den Ungläubigen führten in all den Küstenlanden von den Dardanellen bis zur Nilmündung. Es legten sich aber die Franken auf Cypern, vor allem die Johanniter, auch fleißig auf den Aukbau des fruchtbaren Bodens. Weinbau und Seidenweberei wurden zur höchsten Vollendung gebracht und Pflanzungen von Baumwolle und Zuckerrohr angelegt. Zu gleicher Zeit war Cypern die Hauptstätte des Welt-handels mit dem Morgenlande, mit Persien und Indien, mit Arabien und Aegypten. Der Reichthümer, die sich auf der glücklichen Insel anhäufte, aber auch des Schwelgens und der Sittenlosigkeit war kein Ende.

VIII. Venetianische Zeit.

Der Keim des politischen Verderbens lag in den großen Vorrechten, welche Ibelin den Genuesen eingeräumt hatte. Sie wurden die Ausbeuter und mußten auch die Herren der Insel werden. Blutiger Zusammenstoß war unvermeidlich. Im Jahre 1373 eroberten die Genueser fast ganz Cypern und verheerten es bis zum Grunde, und als sie die erbitterte Bevölkerung nicht mehr im Zaume halten konnten, riefen sie die Ramelaken aus Aegypten her. Aufrührer, Plünderungen, Mord und Todschlag blieben seitdem auf Cypern Tagesordnung. Die Nebenbuhler der Genuesen aber, die Venetianer, wußten eine ihrer Patriziertöchter, Katharina Cornaro, mit einem Thronbewerber aus der Königsfamilie zu verheirathen und ihm die Krone zu verschaffen.

Als er im Jahre 1473 gestorben war, übergab seine Wittve das Königreich der Adelsrepublik an der Adria. Die Venetianer suchten nun planmäßig den Adel auf Cypern herunter zu bringen und seine Bevölkerung untrügerisch zu machen. Sie brachen die Burgen nieder, damit sie bei Aufrührern ihnen nicht gefährlich würden. Strenge aber sahen sie darauf, daß alles Ordnung halte, fleißig arbeite, und pünktlich Steuern zahle. Sie regierten Cypern, aber nur, um es zu bewirtschaften und auszubeuten.

IX. Türkische Zeit.

Der Haß des Landvolks gegen die venetianischen Blut-sauger erleichterte den Türken die Eroberung. Als sie heranzogen, flammte in Adel und Bürgern der alte ritterliche Muth empor, sie kämpften und fielen wie Männer. Nach dem Siege aber übten die Türken den alten Brauch, das Gemekel. Im Jahre 1571 wurde Cypern türkische Provinz, seitdem erblich seine Kraft und Schönheit. Industrie und Handel erlahmten, die Ortshafte und der Aukbau des Bodens minderten sich von Jahr zu Jahr, die Waldung wurde vernichtet, und die Bevölkerung täglich schwächer und elender.

Wie mochte auf Cypern alles aufathmen bei der Nachricht von der Erlösung! Erlösung zwar durch Engländer, die Nachfolger der Punier und Venetianer auf dem Mittelmeere, aber doch Staats- und Ehrenmänner gegenüber der heillosen Türkenherrschaft.

Sammelkämpfe im Kaukasus.

(Zu dem Bilde auf S. 713.)

In verschiedenen Branchen ließ sich stets das Thier, im Alter verstanden mußte es dort und hier, Mühle sein in Hügeln, mußte sein am Fluß und den Schritt bekümmert gar als Säubelbof.

So sagt ein neueres Dichterwort. In diesem und zu vielem anderen ließ das Thier sich brauchen. Von den ältesten Zeiten bis zum heutigen Tage und bei den verschiedensten Völkern wird es auch zum Kampfe benutzt, sei es, daß es ihn gegen seinesgleichen oder gegen ein Exemplar einer anderen Thierart oder aber gegen den ihm wohlgerichtet entgegen tretenden Menschen aufnehmen muß. Die Lust zum Kampfe ist ja vielen Thieren angeboren und führt sie auch ohne Hinzutritt des Menschen in die Arena. Der Mensch benutzt nur diese Eigenschaft, indem er den Kampf zu seiner und seiner Nebenmenschen Befähigung oder zu seinem Gewinn veranlaßt. Das Schachspiel ist meist ein gesuchtes und hochgeschätztes, denn mancher, der den Thiercharakter im ruhigen Zustande gar wenig beobachtet, findet an der Entwicklung der natürlichen Kraftäußerungen des Thieres den höchsten Sinnenreiz und innerliches Wohlgefallen und nimmt so sehr persönlichen Antheil am Ausgange des Kampfes, daß er auf ihn große Wetten und mit ihnen sein gutes Geld und sein zweifelhaftes Propheterennomine wagt. So war es in alter und neuer Zeit, so ist es z. B. bei den Dahnengesellschaften in dem hochgebildeten England noch gegenwärtig. — Auch in Transkaukasien sind Thierkämpfe außerst beliebt und bei der Gemüthsart dieser Völker sehr erklärlich, denn der Kampf ist der Inhalt ihres Denkens und Sinnes; auch haben sie freie Zeit im Ueberflusse, keine großen Bedürfnisse und ein Temperament, das die Befähigung jederzeit sucht und im Kampfe der Thiere gern findet. So sah ich in Tiflis einen Tartaren auf der sonnigen Straße sitzen, der in jeder Hand eine Kage am Genick festhielt und die beiden Thiere bald zusammenführte, bald auseinander rief, wodurch er bewirkte, daß sie sich während mit den Krallen bekämpften. Lange sah auch ich den Kampfe zu, aber er währte länger als meine Geduld; der Tartar allerdings hatte den ganzen Tag über Ruhe, und die Lust zu seinem Zeitvertreiber wird voraussichtlich erst mit der Sonne dem eigenen Ruhebedürfnisse gewichen sein.

Die häufigsten Thierkämpfe im Kaukasus sind die Hammelkämpfe, wie das beigegebene Bild einen solchen darstellt und wie ich ihn zu schildern veruchen will.

Wir schlendern durch die Gassen eines kaukasischen Städtchens. Plötzlich hören wir in einiger Entfernung verworrenes Stimmengedöse. Sehen können wir noch nichts, denn die nach asiatischer Art eng und winzig gebaute Gasse gestattet keinen weiten Ausblick. Nach kurzer Zeit biegt ein Menschenhaufen, der einen Hammel treibt, mit ohrzerreißendem Geschrei und Gesähe um die nächste Ecke, einen zweiten schleifen, da er sich widerständig zeigt, einige Georgier an den gewundenen Hörnern nach. Beide Schaafböcke, zur Klasse der sogenannten Fettschwänze gehörend, sind prachtvolle Thiere. Wir schließen uns der

immer mehr anwachsenden Menschenmasse an und gelangen endlich auf einen freien Platz. Hier wird der bereits ausbedungene Preis der Wette, denn um eine solche handelt es sich, noch einmal festgelegt. Man bekräftigt, daß die verlierende Partei der gewinnenden ein bestimmtes Quantum Wein entrichten soll. Darauf bilden mit langen Stöden bewaffnete Männer einen weiten Kreis. Das ist keine leichte Aufgabe, denn jeder drängt sich möglichst nach vorn, aber die Stöcke der freiwilligen Ordnungspolizei laufen rücksichtslos unter die vordringende Menge. Endlich kann der Kampf beginnen. Man stellt jetzt die beiden Böcke Kopf an Kopf gegenüber und reißt ihre Hörner ganz kurz gegen einander, eine Manipulation, die vollkommen genügt, um sie zu reizen. Eine Weile setzen sich die beiden Gegner ruhig an, als wollte einer des anderen Kraft abschätzen, darauf gehen beide zu gleicher Zeit ganz langsam und gemessen auf eine Distanz von 10—15 Schritt rückwärts. Dann setzen beide genau in demselben Moment, wie auf einen gegebenen Befehl, die Köpfe und rennen alsbald mit ungeheurer Wucht gegen einander. Mit dumpfem Krach schmettern die Köpfe zusammen, man sollte glauben, die Schädel müßten zerpringen, aber beide Thiere setzen sich auf den Beinen. Wieder setzen sie sich ein paar Augenblicke an, um von neuem in derselben Weise wie vorher mit womöglich verstärktem Anprall gegen einander zu rennen, und so geht es, Stoß auf Stoß, immer weiter fort. Je länger der Kampf dauert, desto aufgeregter wird die Menge, die jeden neuen Zusammenstoß mit lurchbarem Geheul begleitet und den Kreis durch stürmisches Vordringen verengt, so daß die Stöcke der freiwilligen Ordner immer wieder die nöthigen Grenzen herstellen müssen. Obgleich dabei die Hiebe hagel dicht fallen, so nimmt man doch nicht viel Notiz davon, denn der Ausgang des Kampfes beschäftigt die leidenschaftlich aufgeregten Gemüther ganz allein und mit Allgemacht. Endlich ist der Kampf entschieden; der eine Bod geht aus demselben als Sieger hervor, indem er seinen Gegner in die Flucht schlägt; der andere, der Besiegte, läuft entweder davon und muß von seinem Herrn wieder eingefangen werden oder fällt ermattet zur Erde.

Der Besitzer des erlernten Thieres erhält nun als Siegespreis den ausbedungenen Wein, den er sofort seinen guten Freunden zum Vorkost gibt, so daß das Ende des Schachspiels ein fröhliches Festgelage bildet. Aber nicht jedes Mal läuft die Sache so friedlich ab, es kommt auch vor, daß der Kampf, wenn er zwischen den Wöden benidigt ist, nunmehr zwischen den Besitzern derselben fortgesetzt wird. Die Wettheiligen fahren sich schließlich in die Haare und blutige Köpfe sind dann unvermeidlich, ja sie greifen wohl auch zu den Waffen, die Jedermann im Kaukasus trägt, um, wenn es ihm paßt, Gebrauch davon zu machen. Nicht immer beliebt der Siegespreis in Wein, sondern oft genug auch in Geld und Geldeswerth, nur selten in der Ehre. Ich habe gesehen, wie spekulative Leute mit Kampfböden gute Geschäfte machten, denn diese sind jederzeit bereit, einen frischen Kampf mit einem neuen Gegner anzunehmen.

Nachdruck verboten
Bef. v. II. VI. 70.

Der alte Jahn.

Am 11. August d. J. sind hundert Jahre vergangen, seit einer der merkwürdigsten Deutschen geboren wurde, der je gelebt hat. Nicht oft hat es einen Geist gegeben, in dem Weisheit und Thorheit, Vernunft und Ueberwitz sich in so seltsamer Weise mischten und nicht oft ein Herz, das gleichzeitig so weit und so eng sein konnte wie das des alten Jahn. „Jahn“ hieß im alten norddeutschen Lustspiel die lustige Person, und etwas vom Possenreißer hat auch unser Jahn, aber wie wohl im ausgehenden Mittelalter der Narr mitunter der geschickteste am Hoflager, so hat auch Jahn Gedanken und Empfindungen gehabt, für die erst der Gegenwart wieder ein rechttes Verständnis aufgegangen ist.

Friedrich Ludwig Jahn wurde zu Lanz in der Prieignitz als Sohn des dortigen Pastors geboren. Das Dorf liegt hart an der Grenze von Mecklenburg und Hannover, und der Knabe hatte von früh auf Anlaß und Gelegenheit, sich der preussischen Eigenart stolz bewußt zu werden. In seiner Schrift: „Ueber welche Beförderung des Patriotismus im deutschen Reich“ heißt es:

„Den Vaterlandsstolz äußert der ungebildete Landmann in den deutschen Staaten des preussischen Reiches stets gegen die Nachbarn. Auf den Jahrmärkten der Grenzstädte beginnt gewöhnlich ein Kampf, wenn nicht die Borzüge der Preussen bald anerkannt werden. Ein Streit ist hier nur das Vorbild eines neuen. Fast immer gewinnen die Preussen, und sind sie auch die kleinere Zahl, so duden sie dennoch nicht ungetraut die Schmähungen ihrer Gegner. Ist habe ich bei dergleichen Gelegenheiten gehört: „Ein Preusse bezwingt drei Sachsen, Mecklenburger, Hannoveraner oder Schweden.“ Daher ist selbst in den entferntesten Gegenden von Oberdeutschland dieser Stolz und Muth zum Sprichwort geworden. Der ist stolz wie ein Preusse,

der trägt den preussischen Hut, sind gewöhnliche Redensarten. Weil der Preusse auch in der Fremde sein Preussenthum nie verläugnet, so wird der Fremde wie ein Wundertier begafft, sobald fund wird, daß er ein Preusse sei. Der aus der Fremde kommt, der wird die preussischen Dörfer logisch als solche erkennen: Mäntlicher, kriegerischer Gang, fester muthvoller Bild, fröhliches Grinsen zeichnen die Preussen aus.“ Auch die spielenden Knaben sind von diesem Vaterlandsgeiste schon befeht. Sie spielen mehr Krieg als irgendwo, und von einem Kameraden, der nicht recht brav hält, sagen sie: „der ist kein Preusse.“ Mit der Fabel der Geschichte in der Hand darf man Jahn behaupten, daß stets die Märter so waren, daß hernach die Preussen so wurden, so noch sind. Ohne die Fürsten aus dem Hause Jollen wäre die Mark Brandenburg nur ein Markgrafenthum des deutschen Reiches geblieben — ohne die wackeren Brandenburgern wären die Grafen von Jollen nie mehr als Kurfürsten geworden. So aber sproßte aus Jollens Samen auf dem Boden der Mark Brandenburg ein herrlicher Baum hervor, der den Ungewittern und Stürmen der Zeit trogt. Es erhob sich der preussische Adler und bedekt mit seinen Fittichen glückliche Staaten und mächtige Völker.

Die stolzen Worte konnte damals (1800) nur jemand schreiben, der als Knabe auf dem Schoße alter Rietzenjahren gefessen hatte, und dessen erste Lektüre die Werke des Großen Friedrich gebildet hatten.

Die Knabenjahre verlebte Jahn in fast unbeschränkter Freiheit. Von den Reitern, die als Einquartierung in das Dorf kamen, lernte er reiten, von einem Grünlandfahner, der als Schiffsknecht in Lanz lebte, schwimmen; das Klettern will er den Affen im Park zu Ludwigslust abgesehen haben. Die Wildschützen lehrten ihn schießen, und nächtliche Wanderungen mit den Schmugglern machten seine Sinne so scharf „wie die eines Wilden von Nordamerika“.

Den ersten Unterricht erhielt Jahn von seinem Vater und kam dann, 13 Jahre alt, auf das Gymnasium von Salzwehel, das er drei Jahre lang besuchte. Aus dieser Zeit wird eine höchst charakteristische Anekdote erzählt: Die Schüler sollten in einem Aufsatz angeben, welche historische Persönlichkeit sie wohl hätten sein mögen und ihre Wahl motiviren. Jahn führte statt dessen aus, daß er eine solche Wahl schlechterdings nicht treffen könne, weil sie einem moralischen Selbstmord gleichkäme.

Jahn ging dann nach Berlin, wo er das große Kloster besuchte, aber wenig Ehre erntete. Im April 1795 verließ er mit einem schlechten Zeugniß die Schule.

Wo er das nächste Jahr verlebt hat, wissen wir nicht; Ostern 1796 bezieht er mit dem Zeugniß der Reife die Universität Halle, auf der er Theologie studirt, sich aber mehr und mehr dem Studium der deutschen Sprache zuwendet. Er scheint es daneben als Student weit genug getrieben zu haben.

Während der Ferien wurde ganz Deutschland durchstreift und überall offen mit dem Volke verkehrt. Im Jahre 1800 erschien die oben citirte Schrift: „Ueber die Beförderung des Patriotismus“.

Von Halle aus ging es nach Greifswald, um dort nordische Sprache zu studiren, dann folgte eine kurze Hauslehrzeit in Mecklenburg, an die sich ein Besuch in Göttingen reihte. Im Jahre 1806 erschien seine „Vereinerung des hochdeutschen Sprachschazes“. Er scheint sich sehr viel von ihr versprochen zu haben, aber die Zeit war nicht darnach, diese Hoffnungen zu erfüllen. Das Buch war kaum erschienen, als das theuerste, was Jahn besah, als sein Preußen unter dem Donner der Kanonen von Jena zusammenbrach. Er war unterwegs von Goslar nach Jena, als sich ihm das fliehende Heer entgegenwälzte. Unruhig streift er nun von einem der sich zurückziehenden Heerkörper zum andern, aber überall macht schlechte Führung die Tapferkeit der Truppen zu Schanden. Jahns Herz blutete aus tausend Wunden, in wenig Tagen wurde das Haar des Neunundzwanzigjährigen grau.

Das Jahr 1809 verlebte Jahn theils im Elternhause, theils auf dem Schloß eines Mecklenburger Patrioten und unternahm von dort aus zahlreiche „Geschäftsreisen“, d. h. wohl Agitationsfahrten. Zugleich schrieb er sein „Deutsches Volksthum“, ein höchst merkwürdiges Buch. Jahn geht gewissermaßen von der Fiktion aus, daß ein vollständig unorganisierter Haufen Deutscher soeben in das leere Deutschland eingewandert und im Begriff sei, sich staatlich zu organisiren. Jahn gibt ihnen nun in seinem „Deutschen Volksthum“ eine Verfassung. Einige Beispiele mögen das veranschaulichen.

Es soll nach Jahn geben: eine Reichs-, Landes- (d. h. Provinzial-), Markt-, Kreis-, Gemeindegierung.

Die Reichsregierung soll bestehen aus dem Landesfürsten, dem Reichsstatthalter (Premierminister), Großkanzler (Minister des Innern), Staatskammerer (Finanzminister) u. s. w. Dazu vom König ernannte Geheimräthe, und als Staatsräthe die großjährigen Prinzen des Hauses, die Statthalter der Lande, nebst einigen Marktschlegern — und nebst diesen zu einem großen Reichsrath noch einige Berufene von dem Volke. Die Landesregierung besteht aus dem Landstatthalter und Landräthen für: Ackerbau, Gewerbe, Handel, Volksbildung u. s. Neben ihr besteht ein „engerer Ausschuß der Landschaft“ als ständischer Beirath. Die Marktregierung besteht aus dem Marktschleger und seinen Räten, und erfreut sich ebenfalls eines ständischen Beirathes. Ganz gleich ist die Kreisregierung organisirt. Die der Gemeindegierung vorstehenden Bürgermeister und Schulzen werden vom Staat bestätigt; „Rathsherren und Schöppen mögen sich die Gemeinden jährlich wählen“.

Dieser Organisation entsprechend soll es ein Reichsgericht, Landesgerichte, Markt- und Kreisgerichte geben. Ihnen parallel laufen Hoch-, Markt-, Kreis- und Gemeindegemeinden.

Jahn gibt auch für die Details praktische Winke. Er entwirft Wappen für Städte und Dörfer und schlägt vor, daß das Amtszeichen der Schulzen Flügel auf den Rockknöpfen sein sollen. Kreisrichter und Beisitzer müssen in den Kreisstädten wohnen. In jeder Marktstadt ein tüchtiges Aufbewahrungs-

gefängniß und bewaffnete Gerichtsdiener; außerdem ein Armenanwalt, angestellte Sachwalter.

Man sieht, daß auch der praktische Sohn der Freigebung dem philosophischen Jahrhundert, das ihn geboren, seinen Tribut entrichten muß. Der Jahnsche Vorschlag, an der mittleren Elbe eine Hauptstadt von Deutschland, Teutonia, zu gründen, war eben nur damals möglich. Trotzdem liegen in dem Jahnschen Phantasiegeheuchel auch wieder erstaunlich viel gesunde Gedanken. So verlangt er: allgemeines bürgerliches und peinliches Recht; Gleichheit von Münze, Maß und Gewicht; ein allgemeines Bürgerrecht; eine innige Verbindung zwischen Vahr- und Behrstand. Auch die Forderung, den Leib nicht über den Geist zu vernachlässigen, findet hier energischen Ausdruck. Durch das ganze Buch weht erquickend und herztärend der scharfe frische Geist des Preußenthums.

Im Dezember 1809 wanderte Jahn mit dem Manuskript des „Deutschen Volksthum“ in der Tasche nach Berlin, um dem Einzug des Königs und der Königin Louise beizuwohnen. Es ist, als ob die Patrioten ahnten, daß aus diesem Bunde der Mann hervorgehen würde, der einst ihre Hoffnungen verwirklichen sollte.

In jenen Tagen der Schmach stiegen alle, die festhielten am Vaterlande, herab zum Brunnen altdeutscher Sage und Dichtung. Man fühlte, daß hier ein ewig unverfleglicher Quell von Kraft sprudelte, darum brachte man schon die Kinder her und ließ sie das stärkende Raß in vollen Zügen schlürfen. Auf der Jugend beruhte die Hoffnung, darum wurden die Patrioten Pädagogen.

Jahn war einer der eifrigsten. Er war damals Erzieher und Lehrer an der Anstalt des Dr. Plamann. Als solcher begründete er 1810, in demselben Jahre, in welchem das „Deutsche Volksthum“ veröffentlicht wurde, das Turnen. „In schöner Frühlingszeit“, erzählt sein Biograph Dr. Heinrich Pröhle (Friedrich Ludwig Jahns Leben*), gingen an den schulfreien Nachmittagen der Mittwochs- und Sonnabende erst einige Schüler mit Jahn in Feld und Wald, dann immer mehr und mehr. Die Zahl wuchs, und es wurden Jugendspiele und einfache Uebungen vorgenommen.

Im Frühjahr 1811 wurde der erste Turnplatz in der Hasenheide eröffnet. „Die Disziplin auf dem Turnplatz war in Wahrheit spartanisch. Für die Hungerigen soll Salz und Brot als einzige Speise dagestanden haben, frisches Quellwasser sollten die Turner sich selbst. Jemand, der dort rauchte, wurde auf einige Zeit ausgeschlossen, wer ein Glas Schnaps trank, ward nie wieder gesehen. Wenn zwei sich zankten, so mußten sie „wurzeln“, d. h. Jahn gab jedem eine schlanke Wurzel in die Hand, und mit dieser mußten sie sich in ihren leinernen Hosen duelliren. Um nicht feig zu erscheinen, hieben sie aus Leibesträften auf einander los und waren durch das Gelächter ihrer Kameraden hart gestraft. Bog Jahn mit seinen Knaben aus, so fragte er die Reulinge: „Woran denkst Du?“ Bögerete der Knabe mit der Antwort, so gab Jahn ihm eine Ohrfeige und sprach: „Daran sollst Du denken, wie wir die vier schönen Pferdestatuen, die einst auf diesem Thore standen, und von den Franzosen nach Paris geschleppt worden sind, von dort wieder holen sollen.“

Jahn erfand nicht nur das Turnen selbst, sondern auch den Namen dafür.

Die Leser unseres Romanes „Vor dem Sturm“ wird die folgende Episode aus dieser Zeit noch besonders interessieren. Jahn erzählt, daß im Frühling 1812 eine Anzahl märkischer Edelleute, denen das Joch der Fremden unerträglich geworden war, sich zu einer Verbindung zusammenschloßen hatten, die eine Erhebung mit oder ohne den König plante. Jahn wurde in einer verdeckten Antsche auf geheimnißvolle Weise abgeholt und in einer Sitzung des Bundes, dessen Wortführer zwei vornehme Herren waren, kurzer Hand gefragt, über wie viel Berliner er gebieten könne. Jahn wies jede Theilnahme an dem Unternehmen zurück und sagte den beiden

* Er scheint soeben in neuer Bearbeitung von Prof. Dr. Carl Euler. Stuttgart, Verlag von Carl Krabbe.

Herren gerade heraus, daß sie für dasselbe zu unpopulär seien. Darüber entstand großer Lärm, so daß Jahn sich schließlich an die Wand stellte und die Pistolen zog. Man überzeugte ihn indessen bald davon, daß man ihm nicht übel wollte, versuchte vergeblich ihn zum Anschluß an die vorbereitete Bewegung zu bringen, und sprach schließlich seine Verwunderung darüber aus, daß er sich zu der geheimnißvollen Fahrt entschlossen hatte. Da schoß Jahn ein Pistol zum Fenster heraus ab, und allsogleich sprengten sechs seiner Freunde, die ihn insgeheim zu Pferde begleitet hatten, auf den Hof des Rittergutes, auf dem die Berathung stattfand.

Der Herr, aus dessen Mund diese Erzählung in zweiter Hand stammt, hält sie für „sicher nicht ganz erdichtet“, und der Biograph erzählt sie im Konjunktiv. Wir theilen sie mit, weil ihr wohl ohne Zweifel etwas Wahres zu Grunde liegt, und auch die etwaigen Uebertreibungen für Jahn und jene Tage charakteristisch sind.

Aber auch Jahn war der Geheimbünderei nicht ganz fremd geblieben. Er und seine Freunde hatten eine geheime Gesellschaft: „Der deutsche Verein“ gebildet, deren Aufgabe es war, an ihrem Theil bei der sittlichen Erneuerung des Volkes mitzuwirken.

Als endlich, endlich das langersehnte Signal zur Erhebung von Breslau aus gegeben wurde, war Jahn einer der eifrigsten. Er wirkte zunächst durch die Feder. Sein Ausruf „An das deutsche Volk“ ist von hinreichender Kraft:

„Deutsche Männer, früh auf! Waffen und Wehr zur Hand! Nun gilt's — Kampf auf Leben und Tod, um Gut und Blut, um Ehre, Freiheit und Vaterland. Eins thut noth! Allgemeiner Rachekrieg wider den Erbfeind; allgemeine Treibjagd auf die wälschen Unholde. Nur keinen Augenblick versäumt; gleich mutig dran, drauf, drein; fromm, tapfer und faustfest. Wohl begonnen ist gewonnen.“

Nun und jetzt, so wir wollen, können wir die vorige glückliche Zeit zurückerobern, das Fest der Wiedergeburt des deutschen Volkes feiern und das Blutgericht über den Leuteplager, Länderräuber und Wäldervertilger halten. Auf trete nun, wer zu klagen hat, Unbill zu rügen und Frevelthaten; ungerichtet und ungekroßt bleibt ferner kein Babenbüd.“

So der Anfang von „An das deutsche Volk“. Der Ausruf: „Das preußische Kriegsheer an die Deutschen jenseits der Elbe“ schließt wie folgt:

„Wir grüßen Euch jetzt als sonstige und künftige Mitbürger, als rühmliche Geiseln beim Befreiungswort des Vaterlandes. Jung und Alt hat sich bei uns bewaffnet, unser ganzes Land ist ein Verlager, die Landwehr ist zum Landsturm bereit, unser Heerdamm zieht Euch zu und rednet auf Euch. Ihr seid ohne uns, wir ohne Euch verloren. Wir haben große Opfer gebracht, wir wollen die größten bringen. Es ist nicht allein um uns, es ist auch um Euch. Wir haben angefangen das Lustige redlich zu thun, thut Ihr nun das Eilige. Erhebt Euch von der Niederlage, steht auf aus der Knechtschaft, rührt Euch aus dem Joch, empört Euch wider die Zwangsherrschaft. Seid einig mit Euch, einig mit uns. Steht alle für einen, einer für alle, haltet zusammen in Noth und Tod, und der Wätherich wird weder durch List noch durch Gewalt der guten Sache etwas anhaben. Stüt auf!“

Jahn schrieb aber nicht nur, er handelte auch. Er warb nach Kräften für die Lützower und machte dann den Feldzug in ihrem Fußvolk mit. Bei Mölln kommandirte er das dritte Bataillon.

Am 1. August 1814 war er wieder in Berlin und zwar ohne das eiserne Kreuz. Er war dazu vorgeschlagen worden, aber er hatte es nicht erhalten. Sein täppisches, mitunter hart an Noheit streifendes Wesen mag am maßgebenden Ort mißfallen haben. Er erhielt übrigens eine Art Ehrensold vom Staate und gründete darauf hin einen Hausstand.

Man weiß, wie wenig die Männer, die damals das Steuer des Staates lenkten, ihren Aufgaben gewachsen waren. Man fürchtete die Geister, die man gerufen hatte und reizte sie gegen sich auf, indem man es nicht verstand, ihnen die rechten Bahnen anzuweisen. Die klägliche Vertretung Preußens in Wien verlegte die Patrioten auf's tiefste und trieb gerade die besten mehr oder weniger in die Negation.

Das Turnen hatte als solches in der Zeit der Vorbereitung auf die Erhebung die besten Dienste gethan. Statt es nun aber unter die staatlichen Aufgaben einzureihen und ihm seine Stellung in der Erziehung anzuweisen, überließ man es der privaten Thätigkeit. Jahn war nun aber eine viel zu

subjektive Natur, um nicht seine Verstimmung in diese Kreise zu tragen. Dazu kam, daß sich eine gewisse Neigung für das Auffallende und Possenhafte mehr und mehr in ihm ausbildete. Es war nur lobenswerth, wenn er sich nach Kräften an den germanistischen Studien der Zeit bethätigte und in seinem Turnbuch (1816) den damaligen Stand der Turnerei feststellte, aber die Vorlesungen, die er 1817 in Berlin hielt, wimmelten schon von Possen und Aboheiten. Höchst unpassende Bemerkungen über die Obrigkeit wechselten darin ab mit einem unsinnigen Franzosenhaß. Wer seine Tochter französisch lernen läßt, erzieht sie zu einer Dirne, lehrte er. Er macht ferner den aberwitzigen Vorschlag, zwischen Deutschland und Frankreich einen sumpfigen, undurchdringlichen Urwald — einen Hamm — anzulegen und denselben mit reisenden Thieren zu bevölkern. Diese Wildniß soll einen (geographischen) Grad breit sein und von deutscher Seite durch eine doppelte Umwallung abgesperrt werden.

Ungleich schlimmer war es, daß er auch der Jugend auf dem Turnplatz gegenüber jedem Gedanken Ausdruck gab, der ihm durch den Kopf ging. Auch von unverdächtiger Seite her wird bezeugt, daß von ihm aus sich ein absprechender, aufsäffiger Geist zumal unter den Schülern der Gymnasien verbreitete. Die Unwichtigkeit bezüglich Noheit, welche die Turner grundjährlich zur Schau trugen, machte das nur noch auffallender. Im Jahre 1819 brach gegen dieses ganze Treiben die Reaktion herein. An und für sich war sie, wie die Dinge einmal lagen, durchaus nothwendig, sie nahm aber eine sehr kleinliche widerwärtige Form an. Ein ehrloses nichtswürdiges Denunziantenthum von Schurken, die in der Franzosenzeit mit dem Landesfeinde geliebäugelt hatten und sich nun „in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle“ gerade auf die besten Patrioten warfen, vergiftete jede energische Maßregel der Staatsgewalt von vornherein.

Der Prozeß gegen Jahn macht einen widerwärtigen Eindruck. Ein Gymnasiast, der Jahn abgöttisch verehrte, hatte sich ein Büchlein angeeignet, in welchem er jedes Wort des heißblütigen und oft sehr unbesonnenen Mannes gewissenhaft verzeichnete. In dieser Sammlung fanden sich nun Aeußerungen, die, falls sie nicht auf Mißverständnissen des jugendlichen Zeichners beruhten, schlechterdings unverantwortlich waren. So sollte er auf die Frage, ob es erlaubt sei, den verabscheuten Kampf zu tödten, geantwortet haben: „Wort gegen Wort, Feder gegen Feder, Hand gegen Hand. Nehmen sie mich fest, wohlhan!“ Sagen wir gleich hier, daß Jahn energisch leugnete, sich in ähnlicher Weise geäußert zu haben. Aber man hielt sich nicht nur an diese Aussprüche, man griff auch weiter zurück auf jenen „Deutschen Verein“, den Jahn einst zur Begründung eines patriotischen Sinnes ins Leben gerufen hatte und machte ihm den Prozeß, weil er zu einer geheimen Gesellschaft gehört hatte. Das war einfach abscheulich. Und wie wurde dieser Prozeß geführt! Man legte dem Untersuchungsgefangenen eine Zeit lang sogar Ketten an! In der Nacht vom 13. zum 14. Juli 1819 wurde er verhaftet. Am 15. Februar 1820 reichte der Kammergerichtsrath C. E. A. Hoffmann (der bekannte Dichter) amtlich ein Gutachten ein, in welchem er ausführte, daß Jahn schlechterdings nicht in Untersuchungshaft gehalten werden dürfe. Trotzdem wurde Jahn auf die Festung Kolberg geschickt, wo er, allerdings in leichter Haft, denn er durfte sich innerhalb einer gewissen Bannmeile frei bewegen, bis zum Frühling 1825 festgehalten wurde. Am 15. März dieses Jahres sprach ihn das Oberlandesgericht zu Frankfurt a. O. vollständig frei. Trotzdem wurde ihm die Pension von 1000 Thaler, die er bezog, nur unter der Bedingung fortgezahlt, daß er sich weder Berlin auf zehn Meilen näherte, noch sich in einer Universitäts- oder Gymnasialstadt niederlasse und daß er unter Polizeiaufsicht bleibe.

Jahn ging auf diese Bedingung ein und behielt die Pension. Er mochte fühlen, daß er damals schon ein gebrochener Mann war. Er, der preussische Patriot mit Leib und Seele, hatte preussische Ketten getragen! Der Dieb war bis ins Mark gedrungen und der Baum setzte keine Ringe mehr an. Jahn war keine Gelehrtennatur. Hätte man in dem damaligen Staate Platz gehabt für diese Persönlichkeit — was nicht der Fall

war — so hätte er voraussichtlich auf dem Gebiete der Organisation Bedeutendes geleistet, so aber verfiel er jenem „Fische fangen und Vogel stellen“, das dem auf dem Lande Aufgewachsenen so leicht die Thatkraft raubt. Er hat zwar in den kleinen thüringischen Städten, in denen er nach einander lebte, noch allerlei herausgegeben: „Neue Kunenblätter“, „Merke zum deutschen Volksthum“, „Die Denkmale eines Deutschen“, aber seine Zeit war vorüber.

Friedrich Wilhelm IV hob die Beschränkungen in der Wahl des Aufenthaltes auf und verlieh Jahn nachträglich das eiserne Kreuz (1840). Es mag den Alten hoch erfreut haben, aber er blieb nach wie vor in Thüringen, wo er in angeblich altdeutschem Kleid die Wälder durchschweifte und den Besuch der Turner empfing. Im Jahre 1838 brannte ihm das Haus, das er sich in Freiburg a./N. erbaut hatte, nieder. Um ihn für den Verlust an Büchern und Handschriften zu entschädigen, wurde für ihn in ganz Deutschland gesammelt.

In diesem Jahrzehnt gerieth der persönlich durchaus fromme und trotz alledem und alledem nordpreussisch gefinnte alte Mann gelegentlich wohl unter die Lichtfreunde und andere Dunkelmänner. Das war ja das unglücklich Traurige an den sogenannten Demagieverfolgungen, daß sie bewirkten, daß so fernige, durchaus loyale, im besten Sinne konservative Naturen wie die uneres Friggnitzers, nicht nur für Demokraten galten, sondern sich auch selbst für solche hielten.

So wurde denn auch Jahn in Folge eines tollen Mißverständnisses in die Frankfurter Paulskirche geseudet. Sein Preußenherz lehnte sich bald auf gegen die zuchtlosen Banden, die dort die Turnersache in ihrer Art schwenkten.

„Verschworene des Vaters“, rief er den Führern der Radikalen zu. „Verschworene des Verbrechens, jeder Tugend bar und bloß, aller Sitte und Gerechtigkeit feind, Verleher jeglichen Anstandes — Euer Stärke besteht in Frechheit und Unverschämtheit, Euer Macht in der Garde der Kapuzenjunges und Stiefelwinger von der Pfingstweide . . . Um den Himmel auf Erden zu erobern“, wie die stehende Redensart der Wegler und Wähler ist, soll erst die ganze Hölle losgelassen werden. Eine Sündflut soll kommen, die alles im Wogensturz begräbt, alles, was Jahrtausende geschaffen, mit einem Male hinwegnimmt. Aber die Arche ist nicht gesimmert, so die Auserwählten aufnimmt, kein Noah gefunden, der sie feuern könnte, und keine Taube vorhanden, die das Delblatt des gesellschaftlichen Friedens bringt. Was die Raben

und Geier sind da, die Sturmvögel der Zeit, die dem Raube und Rauf nachschießen, die Leichenfelder wüthen und die Wajshatt des deutschen Vaterlandes.“

Das war wenig nach dem Geschmack des „souveränen Volkes“, das ihn dafür im September gern todgeschlagen hätte. Aber der Preusse Jahn paßte überhaupt nicht in jene Versammlung, von der er selbst sagte, daß sie Bedingungen stellte (Preußens König nämlich), „als wären ihre Mitglieder alle Tollhäusler.“

„Dies Ungeziefer eines langen Friedens“, schreibt er damals, „dies Ungeziefer eines durch und durch verderbten Zustandes will auf Unglauben, Unsitte und Unfittlichkeit ein neues Staatswesen gründen. Wenn aber den Menschen erst Gott, Gewissen und Glaube an den selbst-eigenen Fortschritt geraubt worden, wenn Frechhans sich selbst nur für ein selbstbewegliches Rothgeschell hält, wo das Gehirn Gedanken absondert wie die Leber Galle und die Nieren Harn, so kann er nichts leisten, wohl zerstören, aber nicht bauen. So bleibt er bei Wissen und Witz nur ein Bettelvoigt.“

Nach der Frankfurter Zeit hielt sich der Alte still zu Hause. Am 15. Oktober 1852 starb er in seinem Hause zu Freiburg a./N.

Jahn war keine harmonische Persönlichkeit, seine Bedeutung liegt daher weniger in dem, was er schuf, als vielmehr in dem, was er anregte. Angeregt aber hat er nach allen Seiten. Wie vieles von dem, was er als erstrebenswerth hinstellte, ist seitdem errungen, wie vieles, was er vorhergesagt, ist seitdem eingetroffen! Der Mensch Jahn läßt uns nicht selten unbefriedigt, aber der Patriot Jahn wird uns immer als leuchtendes Vorbild vor Augen stehen. Unverbrüchlich hielt er an Preußen, als an dem Kern und Stern Deutschlands fest, unzerstörbar war seine Loyalität gegen das deutsche Herrscherhaus, unerschütterlich war seine Ueberzeugung, daß die erste Tugend des Deutschen die Frömmigkeit sei. In den Einzelheiten hat er mehr geschwankt als billig, in den Hauptsachen standen Sinn und Herz ihm allezeit auf dem rechten Fleck. Durch alle Verirrungen einer nicht selten zuchtlosen Jugend, durch alles Gewirr der Agitationsjahre, durch alle Kassen und Verirrungen des Mannes- und Greisenalters tönt laut und vernehmlich doch das altpreussische: „Mit Gott für König und Vaterland!“

Lassen wir dem Menschen allezeit den Patriot zu Gute kommen.
Th. S. Pantenius.

Vor dem Sturm.

Historischer Roman von Theodor Fontane.

(Fortsetzung.)

Der Justizrath empfing sie herzlich und stellte Othegraven vor, der unruhiger noch als Turgany der Ankunft der Hohenzieger Gäste entgegengefahren hatte. In der Nähe des Fensters war ein Frühstückstisch serviert, an dem man Platz nahm.

„Ein delikater Rautenthaler“, sagte Bamme, „werde mir seinerzeit die Adresse der Handlung ausbitten. Hoffentlich kein Geheimniß. Aber nun zu den Geschäften, meine Herren. Carpe diem. Stauen Sie nicht, Bihewitz, mich schon wieder auf den Schleichwegen der Klässicität zu betreffen. Umgang bildet, und man ist seiner Gesellschaft etwas schuldig. Aber nun Ihren Plan, Othegraven.“

Othegraven verbeugte sich etwas steif und sagte dann: „Es wird sich, nachdem unser Freund Turgany bereits die Ehre gehabt hat, Ihnen unseren Ueberfallsplan vorlegen zu dürfen, im wesentlichen nur noch um Kenntnismahme der Lokalität, wie um Festsetzungen hinsichtlich der Zeit handeln, immer vorausgesetzt, daß nicht Ihrerseits, Herr General, Aenderungen oder neue Vorschläge beliebt werden. Unterbleiben diese — Bamme nicht — so werd' ich Alles mehr zu recapitulieren, als dem Ihnen schon Bekannten erheblich Neues hinzuzufügen haben.“

„Desto besser. Viele Strähnen verwirren nur. Also repetieren wir unser Exercitium.“

„So bitte ich Sie denn, Herr General, an dies Erkerfenster herantreten zu wollen. Auch die anderen Herren. Wir haben dann unser Aktionsfeld vor uns, und das wenige, was

überhaupt noch zu sagen bleibt, läßt sich wie auf einer aufgeschlagenen Karte demonstrieren.“

Alle hatten sich erhoben und waren in den Erker eingetreten. Othegraven zeigte nach links hin. „Herr General wollen das dritte Haus am Platz bemerken, das größte, scharf an der Kirche vorbei.“

„Ich sehe; das mit den verchnittenen Linden, und das Schilderhaus davor. Es sieht aus wie ein Gasthof.“

„Sehr richtig. In diesem Gasthose wohnen General Girard und sein Stab. Auch drei oder vier Ordonnanzen. In demselben Augenblick, in dem der erste Schuß fällt, brechen wir von der Kirche hervor. Es sind keine zwanzig Schritt. Ehe der General noch den Schlaf abgeschüttelt hat, ist er gefangen. Stab und Ordonnanzen mit ihm.“

„Und dann?“

„Fünf Minuten später müssen auch die Mannschaften in unseren Händen sein, die hier in der Altstadt herum einzeln oder zu zweien und dreien in Bürgerquartier liegen. Wir kennen die Häuser und werden sie vorher umstellen. Für die prompte Durchführung dieser Dinge hoff' ich mich verbürgen und Ihnen unmittelbar nach Ihrem Eintreffen auf diesem Plage Meldung von dem Vollzogenen machen zu können. Das ist der erste Akt.“

„Und dann?“ wiederholte Bamme seine Frage.

„Und dann“, antwortete der Convector etwas spitz, „beginnt eben der zweite, Ihr Akt, Herr General. Denn unsere

Nachdruck verboten.
Bef. d. II. / VI. 70.

Bürgerchaften sind gewillt, sich Ihrem Commando von dem Augenblick Ihres Eintreffens an in allen Punkten zu unterstellen. Der Ruf eines entschlossenen Mannes geht Ihnen voraus, und Entschlossenheit ist alles."

Bamme verbeugte sich. Er war nicht unempfindlich gegen solche Huldigungen, am wenigsten, wenn sie von Gesellschaftsfreien ausgingen, denen gegenüber er das Gefühl hatte, sich aus diesem oder jenem Grunde wiederherstellen zu müssen. Denn er wußte sehr wohl, was ihm fehlte.

Othegraven fuhr fort: „Es wird sich in diesem zweiten Akte darum handeln, ob wir, will sagen, Ihre Landsturmänner und unsere Bürgerchaften, in gemeinschaftlicher Aktion im Stande sein werden, uns der zehntausend Mann Voltigeurs und Grenadiers zu erwehren, die sammt ihren Regiments- und Bataillonschefs drüben in der Dammvorstadt liegen, und unzweifelhaft von Beginn des Kampfes an eifrig bemüht sein werden, den Uebergang in die Altstadt zu forciren. Ein Leichtes soll es ihnen nicht werden. Die Brücke opfern wir, und für Aufsehung des Stromes ist gesorgt. Unsere Krieger Fischer haben es an gutem Willen nicht fehlen lassen; Tag und Nacht in den Kleibern; Seine Majestät der König soll davon erfahren. Nichtsbestoweniger, ohne besserem Urtheil vorgreifen zu wollen, scheint mir der Ausgang dessen, was wir vorhaben, von dem rechtzeitigen Eintreffen oder Nicht-eintreffen der Russen abzuhängen. Halten sie Wort, so haben wir übermorgen früh eine französische Brigade gefangen genommen, fünfzig Kanonen erbeutet und, was die Hauptsache ist, der ganzen Provinz ein Zeichen gegeben. Lassen uns umgekehrt die Russen im Stich, so können wir uns gegen zehntausend Mann nicht auf die Dauer halten. Denn es sind ausgeruhete Soldaten, Reservisten, die nicht mit in Rußland waren. Ich bedaure das Nicht-zugegensein des Herrn Grafen, getrüßte mich indessen, daß er uns nur fehlt, um sich durch einen zweiten Besuch im Hauptquartiere Tschernitschefs der russischen Mitwirkung abermals zu versichern."

„Sehr gut, Othegraven," sagte Bamme. „Das nenn' ich den geborenen General-Quartiermeister, Schule Prinz Eugen oder doch wenigstens Montecuculi. Nicht wahr, Dirichfeldt? Und alles knapp und kurz. Also bestens acceptirt. Es fehlt nur noch eine Kleinigkeit: die Ausführung. Aber Tschernitschew oder nicht, es muß glücken; zum mindesten dürfen wir keinen andern Gedanken mehr aufkommen lassen. Wir haben A gesagt und müssen B sagen. Alles Kriegsspiel ist Würfelspiel. Und wir knöcheln für eine gute Sache. Alea jacta est. Ich habe mein Latein wieder und meine gute Laune."

Dabei waren sie vom Fenster an den Tisch zurückgetreten und nahmen wieder Platz. Aber keiner war in der Stimmung, das Frühstück fortzusetzen. Turgany traf es deshalb, als er sagte: „Brechen wir auf, werthe Herren und Freunde. Mein Programm lautet: erst Inspizirung des diesseitigen Odeonai, dann Bräudenpassage, Dammvorstadt, Herzog Leopold-Denkmal und französischer Geschützpark. Soweit gediehen, betracht' ich unsere fußgängerischen Aufgaben als gelöst und stelle meinen Wagen für alles weitere zur Verfügung. Er wird uns am Geschützpark oder doch in der Nähe desselben erwarten. Dann Repassirung der Brücke, Kleist-Denkmal, und Rückkehr in meine Wohnung oder aber in die Lebußer Vorstadt, wohin Sie, wenn ich recht gehört, Ihren eigenen Wagen dirigirt haben."

Und damit drachen alle auf, um ihre Reconnoszirung zu Fuß zu beginnen.

Von Turgany's Wohnung bis an den Fluß waren kaum hundert Schritt. Eine sonntägliche Stille herrschte den Duai entlang, der in großen Abständen mit uralten Pappelweiden besetzt war. Eingefroren im Eise lagen Overtafelne und größere Kielboote, die nach Stettin hin gehörten und hier vor der Zeit vom Winter überrascht worden waren. Nach rechts hin lief die Brücke über den Fluß, zwanzig Joche oder mehr, zwischen denen unsere Freunde des großen zum Bräudenschuß errichteten Eisbrechers ansichtig wurden. Alle Arbeit ruhte; die Glocken der Oberkirche gingen, und einzelne gepuzte Frauen, die zur Nachmittagspredigt wollten, eilten an ihnen vorüber.

Bamme musterte den Duai und die Pappelweiden bis

rechts an die Bräudenjoch hinauf und sagte dann zu Berndt: „Voilà, Bihewig, unser muthmaßliches champ de bataille." Dieser nickte zustimmend und in beinahe heiterer Laune. Er war viel ruhiger als der Alte, weil er das, was sie vorhaben, nicht als Abenteuer, sondern als Pflicht und Aufgabe nahm.

So kamen sie bis an die Brücke und gingen in die Dammvorstadt hinüber. Die Welt hier schien nur noch aus Franzosen zu bestehen; einige, als ob draußen die Junifonne schiene, balancirten auf den Querbalken der offenstehenden Fenster, während sich andere mit Bockspringen vergnügten, oder sich auf Flur und Diele mit Kindern und jungen Mädchen unterhielten. So namentlich auch vor dem großen Gasthose „Zum goldenen Löwen", hart an der Brücke, der in eine Kaserne umgewandelt war. An der Ecke dieses Gasthofes vorbei bogten jetzt unsere Freunde nach links hin ein und wandten sich dem großen Herzog Leopold-Denkmal zu, das sie schon vorher, als sie von Turgany's Wohnung aus auf den Fluß zugehritten waren, in aller Deutlichkeit gesehen hatten. Es lag jener Stelle gerade gegenüber; nur der breite Fluß dazwischen.

Nun standen sie vor diesem Denkmal, zu dessen beiden Seiten, und zwar zwischen dem hochaufragenden Kloster- und Bretterholz eines hier befindlichen Holzhofes vierzig bronzene Geschütze zusammengeschoben waren. Der Anblick, der sich ihnen bot, weckte sehr verschiedene Gedanken. Othegraven sah mißtrauisch auf die Bretter und Bohlen und sann nach, wie sie wegzuschaffen wären, während Berndt und Bamme mit Verwunderung wahrnahmen, daß die Munitionskarren fehlten. So war man wenigstens vor einem Mißspielen der Artillerie gesichert.

Von der Brücke her kam ihnen jetzt das Turgany'sche Fuhrwerk entgegen. Sie stiegen ein, behielten sich, so gut es ging, und erledigten ihr Programm — auch bei dem Uebergang von Kleist-Denkmal einige Minuten verweilend — in der vorher festgesetzten Reihenfolge. Darnach trennte man sich, um Krist und die Ponies in der Lebußer Vorstadt aufzusuchen. Ihre letzte Abmachung war dahin gegangen, daß die Landsturmbrigade nicht später als ein Uhr nachts von Montag auf Dienstag am Spitztrug eintreffen solle. Ein Vertrauensmann Othegraven's werde sie selbst erwarten.

Um die achte Stunde — Berndt und seine Hohen-Vieher Gäste waren noch nicht zurück — saßen Renate, Tubal und Lewin in dem uns wohlbekannten Eckzimmer. Seitentops, der zugesagt hatte zu kommen, war ausgeblieben; Lewin schien zerstreut, Tubal, befangener noch als am Tage seiner Ankunft, vermied es, dem Auge Renatens zu begegnen. So scheiterten alle Bemühungen dieser letzteren, das sich hinschleppende Gespräch in einen etwas lebhafteren Gang zu bringen, und jeder, wenn ein Wagen vorüberfuhr, athmete auf, in der Hoffnung, daß es die Ponies sein möchten.

„Wo sie nur bleiben?" sagte jetzt Renate. „Den ganzen Tag über bin ich ein Gefühl der Sorge nicht los geworden; ich hatte es in der Kirche schon, und dann, als ich bemerkte, daß Ihr eingeschlossen waret, Du und Marie. Ich sagte es auch der Schorlemmer. Willst Du glauben, Tubal, daß ich mich an Marie's Stelle geängstigt hätte. Die Mittagsstunde hat ihren Spuk so gut wie Mitternacht."

Tubal, den jedes Wort traf, bückte sich, um ein paar Tannäpfel in den Kamin zu werfen, und sagte verlegen vor sich: „Die Zeit verging uns rasch. Wir haben die Grabsteine gelesen."

„Die Grabsteine," wiederholte Renate. „Das hätte mir den Rath auch nicht gehoben."

Die Pendule schlug jetzt acht, und Renatens Besorgnisse wurden immer größer. „Haltet ihr es für möglich," sagte sie, während sie sich erhob und voll Umrath auf das Fenster zuschritt, „daß die Franzosen von unserem Vorhaben erfahren haben könnten? Unser Landsturm ist seit drei Tagen auf allen Straßen, und es gibt immer feile Kreaturen, die für Lohn oder Vortheil den Spion machen."

„Gewiß," sagte Lewin. „Aber diese Spione können nicht mehr verrathen, als sie selber wissen. Und was sie wissen,



Die Wallerinnen. Originalzeichnung von Nicolaus Gysis.

das wissen die Franzosen auch. Es ist einfach das, daß sich ein Wetter gegen sie zusammenzieht. Nicht bloß hier, überall."

"Und nun dieser Drosselstein'sche Brief," fuhr Renate fort, die nur mit halbem Ohre zugehört hatte, "ich glaube nicht, daß er viel Gutes bringt. Es ist mir, als lese ich ihn Zeile für Zeile. Abfage, Zweifel, irgend etwas..."

In diesem Augenblicke fuhr der mit so viel Spannung erwartete Wagen über das Pflaster des Hofes und hielt. „Da sind sie!“ riefen alle, und ehe Renate Zeit gefunden hatte, die bis dahin im Hintergrunde des Zimmers stehende Strallampe vor das Sopha zu stellen, traten unsere Frankfurter Reisenden bereits ein. Die Schorlemmer und Jeeze folgten. Fragen über Fragen. Abendbrot wurde resüfirt, nur Thee befohlen, und weil alle mehr oder weniger ausgefroren waren, kam man überein, statt am Sophatisch, um den Kamin her Platz zu nehmen. Berndt erbrach den Brief, der von Drosselstein kam, und las: „Nur wenige Worte, mein theurer Wigewiß. Ich war ein zweites Mal bei Tschernitschew, den ich bereits auf dem Marsche traf. Er rückt heute noch bis auf zwei Meilen gegen Frankfurt vor. Seine Gesinnungen sind unverändert die besten. Er theilte mir zum Schluß mit, daß er an seinen unmittelbaren Chef, den Corpscommandanten Fürsten Wittgenstein berichtet habe, und spätestens bis Morgen Mittag der Gutheißung der von ihm gethanen, beziehungsweise noch zu thuenen Schritte entgegenstehe. Tout à vous, Drosselstein.“

Ein jeder empfand die Zweideutigkeit dieser Tschernitschew'schen Zusage, die nöthigenfalls auch Rückzug bedeuten konnte, feiner aber gab dieser Empfindung Ausdruck, am wenigsten Banne, der, um der schlechten Stimmung ein Ende zu machen, von allem Möglichen und Unmöglichem, zu peroriren begann. Zuletzt verschwor er sich, daß es ein gut geplantes Unternehmen sei, vor allem klar in der Anlage; drei Linien concentrisch auf einen Punkt gerichtet, garantirten den Erfolg. Die Russen seien gute Kameraden. Hierbei warf er einen Blick auf Wigewiß, um zu sehen, ob dieser es ernsthaft oder ironisch auffassen würde. Ja, sie seien gute Kameraden, müßten es sein, und es werde glücken. Wenn es aber nicht glücke, so sei die Welt keinen Schuß Pulver werth!

Hierauf, immer neue Köffel voll Baseler Kirchwasser in seine längstgeleerte Theetasse gießend, begann er im Aerger über Tschernitschew — gegen den er klugheitshalber nichts sagen durfte — die Schalen seines Bornes auf den „Tout à vous Drosselstein“ auszuschütten, der sich mindestens zweierlei hätte sparen können: erstens den erneuten Besuch im russischen Hauptquartier, und zweitens diesen Brief. Aber er gehöre ganz und gar zu den vornehmen Herren, die, weil sie nichts Besseres zu thun hätten, immer zwischen artigen Besuchen und artigen Briefen hin- und herpendelten. Und das hieße dann Lebensart und Diplomatie.

Nach diesem Trumpe — denn er hielt es mit „guten Abgängen“ — erhob er sich plötzlich, wünschte gute Nacht und ging in sein Zimmer hinüber. Berndt folgte seinem Beispiele, bald auch die andern, und ehe zehn Uhr heran, war alles still und dunkel im Haus.

LIV. Die Revue.

Und nun kam der Tag, an dem es sich entscheiden sollte. Schon in aller Frühe war der alte General außer Bett gewesen, hatte nach Jeeze geklingelt und Hirschfeldt rufen lassen, der dann auch sofort erschienen und eine halbe Stunde später abgeritten war, um die ordres du jour an alle im halbmeiligen Umkreise stehenden Bataillone zu überbringen. Diese ordres du jour ging dahin, daß eben diese Bataillone Punkt zwölf behufs abzuhaltender Revue in unmittelbarer Nähe von Hohenbieg eintreffen, gleich nach der Revue in eben diesem Dorfe Alarmquartiere beziehen und neun Uhr abends zum Abmarsche gegen Frankfurt bereit stehen sollten.

Mit Abfassung dieser Ordres hatte sich Banne während seiner schlaflosen Stunden beschäftigt. Jetzt erst, wo Hirschfeldt unterwegs war, wurde der Alte ruhiger; es gab nun kein Zurück mehr oder, um ihn selber sprechen lassen, „die Fettel waren gedruckt und das Stück mußte wohl oder übel gespielt werden“.

Er hatte seine Ruhe wieder, doch freilich nicht sein Behagen. Was ihm im gewöhnlichen Leben am wenigsten fehlte, war Selbstbewußtsein, diesen Selbstbewußtsein aber hielt seine Selbsterkenntniß die Wage, und heute mehr denn je. Er fühlte sich der Aufgabe, die ihm zugefallen war, nicht recht gewachsen, und gestand sich unverhohlen, daß er alles, was er an Gaben besaß, nicht recht brauchte, und alles, was er nicht besaß, in der Eile weder beschaffen, noch durch Eifer und guten Willen ersetzen konnte.

Zur Abhaltung der Revue war ein großes Brachfeld ausgewählt worden, das zwischen dem Fichtenwäldchen und der Chauffee lag, dicht neben dem Flugader, über den hin am dritten oder vierten Weihnachtstage die von ihrem Kirch-Görlicher Besuche heimkehrenden Freunde ihren Wettlauf zur Rettung Hoppenmariefens gemacht hatten. Aber bis zwölf Uhr war noch eine lange Zeit, und jeder suchte sie zu kürzen. Tubal und Lewin fuhren nach Reitwein hinüber, um sich ein Grabmonument anzusehen, das dajelbst aufgestellt werden sollte, der alte Wigewiß traf „auf alle Fälle hin“ einige Anordnungen, und Grell ging in die Pfarre; so schien es in der That einen Augenblick, als ob Banne, der allein blieb, die ganze Pein des Abwartens und Stundenzählens am vollsten durchkosten solle. Aber Kniehase half ihm aus der Verlegenheit, ihm meldend, daß von den Nachbargütern her einige Reitpferde zur Auswahl für den „Herrn General und seinen Adjutanten“ gestellt worden seien. Sie ständen am Spritzenhause, zwischen dem Krug und dem Schulzenhof.

Unter diesen Pferden war auch eine Fuchsstute, die Drosselstein geschickt hatte, ein schönes Thier, beinahe brandroth, das dem Alten außerordentlich gefiel. Dennoch war er in Zweifel, ob er sich dafür entscheiden sollte.

„Die Fuchsstute gefällt mir,“ sagte er, „aber es hat sein Mißliches damit. Eigentlich halte ich es mit meinem kleinen Fjabelfarbenen, den Sie ja kennen; wir haben dasselbe Maß und passen zusammen. Was meinen Sie, Kniehase, nehme ich den Shteländer, oder nehme ich die Fuchsstute?“

„Mit Permission, Herr General,“ sagte Kniehase, „wenn der Herr General mich fragen, der kleine Shteländer geht nicht. Ein General muß hoch sitzen, höher als alle anderen; man muß ihn sehen können wie die Fahne. Dies hier ist das Generalspferd!“ und damit gab er der Fuchsstute einen Schlag auf die Kruppe.

„Gut, Kniehase, Sie sind ein verständiger Mann. Also die Fuchsstute für mich. Und festgeattelt und die Steigbügel hochgeschmalt, daß sie nicht bloß so nebenher läuten. Und nun noch eins, Kniehase, muß ich zu den Leuten sprechen, muß ich ihnen eine Rede halten?“

„Ja, Herr General, das müssen Sie schon, das geht nicht anders. Und immer scharf ins Gewissen, das haben sie gern und die Alten sagen dann: „der versteht's.“ Und wer's versteht, dem gehorchen sie und dem folgen sie und wenn's ihnen auch an Kopf und Kragen ginge. So kenne ich unsere Leute, gut Beispiel ist alles, gut Beispiel und Muth.“

Banne nickte.

„Und, Herr General,“ fuhr Kniehase fort, „eines wollte ich mit Permission noch gefragt haben: wollen der Herr General nicht eine Uniform anlegen? Es ist immer gut, so zweierlei Tuch.“

„Nein, Kniehase, Uniform und Uniform ist ein Unterschied. Ein alter Husarenrock ist nur gut unter seinesgleichen, jeder drückt dann ein Auge zu. Aber allein ist er gefährlich und hat dann so seine Beinamen. Mantel und Pelzmütze, das muß ausreichen, und meine Karbatsche hier.“

Und dabei suchte er mit einem dicken Fischbein, das ihm je nach Bedürfniß als Stod und Gerte diente, in der Luft umher.

Während dieser Worte war die Fuchsstute bei Seite geführt worden, auch ein schöner Grauschimmel, den man als Reservepferd für Hirschfeldt ausgesucht hatte. So vergingen einige Minuten, dann sagte Banne, der mit dem Schulzen auf- und abgespritten war: „Wie spät ist es, Kniehase?“

„Halb zwölf.“

„Da haben wir noch eine halbe Stunde; wo bleibe ich so lange?“

„Der Herr Pastor steht am Fenster. Wollen der Herr General nicht bei ihm eintreten?“

„Nein, Kniehase, mir ist nicht nach Seidentopf. Und die Todtentöpfe habe ich gestern erst gesehen. Es ist Schladerwetter. Und da ist ja hier der Krug, wem gehört er doch?“

„Den Scharwentas.“

„Richtig, den Scharwentas, böhmischen Kolonisten.“

„Ja, Herr General; aber alle Stuben sind voll, von wegen der Nevue, Bauern und Knechte. Wenn der Herr General mit in den Schulzenhof kommen wollten?“

„Gewiß, Kniehase, mir sehr willkommen. Habe bei den Bigewiges allerlei gehört. Sollen eine schöne Tochter haben, einen wahren Ausbund.“

„Pflөгtochter, Herr General.“

„Macht mir keinen Unterschied. Die alte herrnhutische Kluse dräben, die aus Furcht vor mir immer drei Sprüche auf der Zunge hat, hat uns gestern von dem Töchterchen erzählt, so was von Hünerhof und Schwanenei. Ich gebe nicht viel auf altes Weibergezwätz, aber ich bin doch neugierig, das Mirakel, das junge Schwänchen, kennen zu lernen.“

Damit hatten sie den Schulzenhof erreicht und traten nach links hin ein, wo Marie, die das Vorführen und Ausführen der schönen Pferde mit vielem Interesse beobachtet hatte, am Fenster saß.

Sie stand jetzt auf, um das Zimmer zu verlassen; der alte General aber, während er sie mit listigen Augen musterte, sagte: „Bitte, bleiben Sie, Sie sollen mit mir zurieden sein.“

Und Marie blieb. Bammie nahm einen Stuhl und sagte dann zu dem Schulzen: „Bitte, Kniehase, melden Sie dem Rittmeister, daß er mich draußen auf der Chaussee erwartet. Ich will von hier aus reiten, und lassen Sie der Stute draußen noch eine Decke auflegen, sie kommt von Drosselstein, wird also wohl verwöhnt sein. Ihr Töchterchen erzählt mir unterdessen alte Geschichten. Alte Geschichten, die Sie schon kennen.“

Kniehase ging.

Marie, die nicht das Beste von dem Alten wußte, blieb ziemlich ruhig, ruhiger als gestern in der Kirche. Sie hörte bald heraus, daß er es gut mit ihr meine, und daß Theilnahme und selbst Respekt aus seinen Worten sprachen.

„Ach bin ein alter Mann,“ begann er, „und plaudere gern. Am liebsten aber habe ich Menschen, die anders sind als andere. Und dabei bin ich neugierig wie eine Nachtigall. Da müssen Sie mir denn schon ein paar Fragen zu gute halten. Nicht wahr, Sie sind kein Hohen-Bieher Kind, nicht aus dem Bruch?“

„Nein, ich bin aus dem Sächsischen,“ sagte Marie.

„Ah, aus Sachsen,“ fuhr Bammie fort. „Ich dachte es beinahe, es hat was auf sich mit dem alten Reim. Und Sie verloren Ihre Eltern früh?“

„Ja, meine Mutter habe ich kaum gekannt. Dann zog ich mit meinem Vater über Land; aber er kränkelte viel.“

„Sie zogen mit ihm, wie darf ich das verstehen?“

„Ja, wir zogen umher und gaben Vorstellungen: Tanz und Deklamation und Fauberei. Erst in kleinen Städten, dann in Dörfern; und hier starb er. Er hat sein Grab oben auf dem Kirchhof und der alte Jeserich Kuballe, unser Künstler und der Vater von der hübschen Maline, hat ihm eine Grabchrift geschrieben.“ — „Und wie kam es dann?“

„Ich weinte herzlich, nicht um meiner Noth willen, denn ich hatte nicht das Gefühl davon, aber weil ich ihn so sehr geliebt hatte. Noch jetzt hänge ich an ihm und träume von ihm. Sie sehen mich an, Herr General, so freundlich, wie ich nicht gedacht hätte, daß Sie jemanden ansehen könnten. Ach, die verachteten Menschen, wenn sie gut sind, sind es die besten. Ich habe früh erfahren, wie wenig der Schein bedeutet. Und wie müssen erst unsere Herzen vor Gott liegen, der alles sieht und alles weiß!“

Sie hatte das mit tiefer Bewegung gesprochen; jetzt schwieg sie und sah ein nervöses Jucken um den Mund des Alten, der seinerseits die Frage wiederholte: „Und wie kam es dann?“

„Es kam dann, was Sie jetzt sehen; die Kniehases nahmen mich in den Schulzenhof. Es war vor Weihnachten; er baute mich seiner Frau auf, und ich war ihre Puppe. Ich hatte es gut, zu gut, aber da war die verstorbene gnädige Frau, die sah es, und als sie gewahrt wurde, daß ich wild aufwuchs und zu sehr meinen Willen hatte, da sorgte sie für das Rechte. Oder wenn es nicht das Rechte war, doch für das, was sie für das Rechte hielt. Sie nahm mich in das Herrenhaus hinüber und da wurden wir zusammen erzogen, Renate und ich, ich meine das Fräulein und ich. Wir waren in gleichem Alter und immer mit einander.“

„Und mit Lewin?“ fragte Bammie, den wieder die Lust zu necken anwandelte.

„Auch mit Lewin, doch nicht auf lange; er kam in die Stadt. Aber wir sind gute Kameraden geblieben.“

„Und bleiben es auch wohl?“

„Ich hoffe es.“

Bei dieser Wendung des Gesprächs war Kniehase wieder eingetreten, um zu melden, daß es Zeit sei; drei von den Bataillonen seien schon auf dem Rendezvous am Wäldchen eingetroffen, das vierte würde gleich antreten. Das war eine willkommene Nachricht. Der alte General empfahl sich, wickelte sich draußen auf dem Flur in seinen Fuzarenmantel und verabschiedete sich, während er mit unsicherer Hand an seinen Kragenösen herumfingerte, einmal über das andere, daß er sechs Pflөгtochter ins Haus nehmen wolle, wenn nur eine so geriethe wie diese kleine Fee. Denn eine Fee sei sie, trotzdem die richtigen Feen blaue Augen haben müßten. Darnach hob er sich in den Sattel und warf der am Fenster stehenden Marie Aufhändchen zu, aber nicht gedenkhaft. Gleich darauf ritt er ab. Ein sonderbares Bild, der kleine Mann auf dem hohen brandrothen Pferde, in Mantel und Pelzmütze und die Steigbügel hoch geschwaltet.

Im übrigen war alles, wie Schulze Kniehase gesagt hatte, und als Bammie jetzt in Nähe des zur Nevue bestimmten Nachfeldes eintraf, sah er, daß drei der Bataillone bereits regelrecht aufmarschirt waren. Sie standen hüfelförmig oder in einem Quarré, dessen vordere Seite geöffnet war. In diesem Augenblicke meldeten Drosselstein und Bigewig, daß auch Bataillon Lebus im Anmarsch sei. Dasselbe rapportierte Hirschfeldt, und der kleine Mann wuchs ordentlich auf seinem hohen Pferde, als er sich so von den verschiedensten Seiten her begrüßt und zum Mittelpunkt aller dienlichen Meldungen gemacht sah.

Diese Meldungen waren kaum beendet, als man auch schon vom Dorfe her Trommelschlag hörte und zwischen den Pappeln hin einer lang heranziehenden Kolonne gewahrt wurde. Es waren die vier Kompagnien des Bataillons Lebus. Sie marschirten in Abständen von hundertundfünfzig Schritt. Und jetzt war die vorderste deutlich erkennbar geworden. Es war Kompagnie Liegen-Dolgelin. Ein Alter mit einer Fahne, deren Stod in einem breiten Gurt steckte, schritt rüstig voraus, trotzdem sein rechter Fuß etwas kürzer war als der linke.

„Wer ist der Alte?“ fragte Bammie den neben ihm haltenden Bigewig.

„Rentamtmann Mollhausen von Liegen. Hat noch unter Markgraf Karl gedient. Bei Kunersdorf Schuß durch die Hüfte.“

„So, so. Und die Fahne, die der Alte führt? Roth und weiß. Hab' ich all mein Lebtag nicht gesehen.“

„Das ist die Komthureifahne mit dem achtpfeiligen Johannerkreuz. Liegen war Ordensgut.“

Unter diesem Gespräch war „Liegen-Dolgelin“ bis dicht herangekommen und schwenkte rechts, um an den einen Flügel des offenen Quarrés zu rücken. Dadurch wurde die zunächst kommende Kompagnie sichtbar. Es war die von Hohen-Biesar. Sie hatte die meiste Musik: zwei Trommler und zwei Pfeifer, und die ganze vorderste Sektion bestand aus lauter berittenen Mannschaften: Berwalter und Meier von den verschiedenen Gütern und Vorwerken des Grafen. Dieser selbst, als er seine Leute herankommen sah, setzte sich an ihre Spitze und führte sie, die Degenspitze neigend, an dem alten Bammie vorüber.

(Fortsetzung folgt.)

Am Familientische.

Auf der Wallfahrt.

(Zu dem Bilde auf S. 721.)

Durch Felsenpfade, steil und wild,
Zum wunderthät'gen Gnadenbild
Mit ihrem Kind die Mutter wallt;
An ihrer Hand erliegt sie bald,
Die Schattengefalt.

Die Tochter bringt ein wächsern Herz,
Ihr eignes brach der herbe Schmerz;
Sie hoffet nicht, sie fürchtet nicht,
Vertoschen ist der Augen Licht
Im fahlen Gesicht.

Die Mutter hat auf feiler Wand
In fernem Döht das Ziel erkannt:
„Hilf, Himmelsmutter, reich an Gnad,
Trag Du mein Kind, so krank und matt,
Zur heiligen Statt!“

Ist denn der Liebe Pfad so steil?
Die Tochter traf ihr Todespeil,
Mein Mutterherz drückt sie so schwer,
Und leuchtet gar vom Himmel her
Die Liebe nicht mehr?“

Im Abendhain erglühn goldhell
Die Fenster an der Bergkapell,
Davon beglänzt ein heller Strahl
Im tiefen dunklen Felsenthal
Die Pilger zumal.

Ob krank das Herz und müd der Fuß,
O freut euch an dem Himmelsgruß,
Ja, wenn euch gleich die Kraft entweicht,
Und eh' das ferne Ziel erreicht,
Die Sonne verbleicht.

Getrost, es führt solch steile Bahn
Euch desto schneller himmelan;
Dort bricht kein Herz, kein Aug' wird trüb,
Dort löst sich, was hier dunkel blieb,
In ewiger Lieb!

G. G.

Die Selbstentzündung des Heus.

Unter den Landwirthen sind die Stimmen getheilt, ob es möglich sei, daß Heu sich selbst entzünden könne. Während die einen ganz entschieden für die Möglichkeit eintreten, ja Fälle von Selbstentzündung beobachtet haben wollen, halten die anderen die ganze Sache für unerwiesen, ja unmöglich oder auf Täuschung beruhend.

Wer von beiden hat nun recht? Daß in freich eingetheiltem Heu sich eine ganz bedeutende Hitze entwickeln könne, das vermag niemand zu leugnen, und daß diese Hitze in helle Flammen übergehen könne, erscheint zum wenigsten glaublich. Eine endgültige Entscheidung über diese Frage liegt aber erst dann vor, wenn wirklich jemand Heuhaufen beobachtet hat, die ohne jedes äußere Zutun sich entzündet haben oder wenigstens verholzt sind.

Solche Beobachtungen sind nun in der That vorhanden, und es können wenigstens zwei gut verhögte Beispiele aufgeführt werden, welche der bekannte Herausgeber der „Natur“, Dr. A. Müller, gesammelt und ausführlich besprochen hat. Uns interessiert hier lediglich die Konstatirung der Thatfache, und auf diese allein wollen wir uns beschränken, ohne den Theorien nachzuforschen, welche über die Ursache der Entzündung aufgestellt worden sind.

Ein älterer landwirthschaftlicher Schriftsteller, Schwerg, schreibt in seinen „Beobachtungen über den Ackerbau der Fälinger“, daß er Augenzeuge war, wie das von einer Rheininsel bei Worms stammende Heu im Gewichte von 7000 bis 8000 Centnern in größter Eile gemäht und zum Theil noch naß eingeführt werden mußte, weil der Rhein plötzlich zu steigen begann und Gefahr vorhanden war, das Heu könne weggeschwemmt werden.

Die Masse gerieth gar bald in Hitze und der Geruch davon ward so stark, daß die Nachbarschaft unruhig wurde und die Polizei um Hilfe ansprach. Man schritt sogleich zum Durchhütten des Heuens und brachte den brandigten Theil davon weg. Die Hitze war dabei so groß, daß die Arbeitenden sich einander ablösen mußten. In ihrer Masse zeigte sich zwar kein Feuer, aber kaum wurde etwas davon an die Luft gebracht, so ging es in helle Flammen über. Ungefähr 1000 Centner gingen dadurch verloren; das übrige war zum Theil auch wie verbrannt und nahm, wie das erste, einen ganz eigenen brandigen Geruch an; das Vieh aber und selbst die Pferde fraßen es gern.

Auch zu gerichtlichen Untersuchungen hat die Selbstentzündung des Heus Anlaß gegeben. Der Münchener Professor Buchner wurde 1871 von einem bayerischen Gericht um ein Gutachten in dieser Sache angegangen, das er schwerlich mit völliger Sicherheit hätte abgeben können, wenn er nicht zufällig einen klutanten Fall bei München hätte selbst zu sehen bekommen. Im August war dort auf einem Gute Grummet in gutem Zustande eingefahren worden, das in einem Haufen von etwa 450 Centnern aufgeschichtet wurde und am 17. Oktober einen brandigen Geruch zeigte. Als nun abgeräumt wurde, stieß man bei 1 1/2 Fuß Tiefe auf zunehmende Wärme. Als nun jeder abgeräumt wurde, kamen plötzlich in einer Tiefe von fünf Fuß einzelne Funken zum Vorschein. Gleichzeitig bemerkte man auf einem Wagen, auf welchem die zuletzt abgeräumten Theile aus der Scheune gefahren werden sollten, plötzlich an mehreren Stellen Rauch und Funken sprühen. Von jetzt ab konnte das Abräumen nur mittelst Wasser geschehen, denn bei jeder neuen Gabel voll Grummet erzeugte sich diese Blut derartig, daß selbst das auf dem Grasboden außerhalb der Scheune ausgebreitete Grummet oft von neuem sich entzündete und zum dritten Male gelöscht werden mußte.

Hier liegen also zwei vollkommen beglaubigte Fälle der Selbstentzündung von Heu vor und es ist mit dieser Thatfache vor Augen nicht gut möglich, an der Wahrheit der Sache zu zweifeln. Vielleicht hat der eine oder andere unserer Leser ähnliche Beobachtungen gemacht.

Griechen.

G. v. Berlin. Das in Nr. 42 publicirte Bild G. A. Gauß auf der Terrasse der Göttinger Sternwarte ist nach einer Lithographie von G. Müller gezeichnet, welche im Verlage von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen erschienen ist. Sie können von dort das für jeden Mikroskop und Photographen hochinteressante Bild, das im Formate genau dem bekannten Bilde Gauß' in seinem Arbeitszimmer entspricht, zu dem Werte von drei Mark beziehen. Es ist ein schöner Zimmerstimm. — Missionar H. G. Die Frage nach dem Fortbestehen der Völker beschäftigt gegenwärtig mehrere Gelehrte, und die über den ganzen Erdball verstreuten Missionare können wesentlich zur Lösung der Frage beitragen, ob die sogenannten Naturvölker eine vollständige oder mangelhafte Kenntnis der Farben besitzen. Um die schwerste Aufgabe zu erleichtern, hat das Museum für Völkerkunde in Leipzig Fragebogen mit einer prägnanten Farbenskala drucken lassen, welche sehr geeignet sind, die Lösung der Frage herbeizuführen. Werden Sie sich gefälligst direct an das genannte Museum, das Ihnen die Bogen übersenden wird.

Dr. M. Eine Biographie des am 21. Juli zu Wien verstorbenen berühmten Pathologen Koltanowsky finden Sie nebst Porträt im Dabem VI. Jahrg. S. 170 ff.

Inhalt: Erlämpft. (Fortsetzung.) Novelle von M. Brand. — Ein Bild auf die Geschichte Operns. (Schluß.) Von Franz v. Eöher. — Hammellampe im Kaukasus. Bild und Text von Wanjara. — Der alte Jahn. Von Th. v. Pantenius. — Vor dem Sturm. (Fortsetzung.) Roman von Theodor Fontane. — Am Familientische: Auf der Wallfahrt. Gedicht von G. G. Zu dem Bilde von Ghsis. — Die Selbstentzündung des Heus.

Subscription auf die Lieferungs Ausgabe

von

Robert Koenigs

Deutscher Literaturgeschichte

in 12 Lieferungen à 1 Mark.

Zweite, mit der ersten gleichlautende Auflage.

Mit zahlreichen Farbendruck und erläuternden Abbildungen im Text.

Es war die Absicht von Verfasser und Verlagshandlung, ein Werk zu schaffen, welches die Schätze unserer Literatur nicht nur nach ihrem geistigen Inhalt, sondern auch in ihrer äußeren Gestalt und im Zusammenhange mit der übrigen Kultur veranschaulichen sollte. Dies sucht es zu erreichen durch Vorfürung von Nachbildungen alter Handschriften in kunstvollem Farbendruck, durch Wiedergabe merkwürdiger Drucke, interessanter Titel und Holzschritte aus den Dichterverken früherer und späterer Jahrhunderte, durch Beibringung seltener Porträts und wichtiger Handschriften großer Dichter. Dieser Gedanke hat großen und ungetheilten Beifall gefunden, so daß noch während des Erscheinens der ersten eine zweite Auflage nöthig geworden ist, die zur Erleichterung der Anschaffung in Lieferungen geboten wird. Die gesammte Kritik hat dem Werke die Anerkennung gezollt, daß es den Lieblingsstoff des deutschen Volkes in neuer, tüchtiger und geschmackvoller Weise behandelt.

Die Verlagshandlung des Dabem: Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Veransgeber: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Für die Redaktion verantwortlich Otto Klasing in Leipzig. Verlag der Dabem-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von H. S. Teubner in Leipzig.

Am 9^{ten} Dec. 1788.

Zufassung des Promemoria.

Ich erlaube mir, Euer Exzellenz, als Mitglied des
 Ausschusses der Universität Jena, die Bitte
 als Recht vorzubringen, die sich seit einiger
 Zeit wiederholt in der Stadt
 bei der Universität, fast seit dem
 Tode des Herrn Professor von
 Weidmann, besonders unermüdlich durch
 eine Gesellschaft des Adels der
 Provinz Jena, die der Universität Jena
 eine Festsetzung gegeben, daß es
 der Universität fast mit Glück be-
 wahren wurde. Es ist ganz und
 gar ohne Zweck und Bestimmung ist;
 so wenig man auf dem Gedanken:
 ob man selbst nicht in Jena
 sitzen kann, man darf ihn der Bitte
 durch man's Verdienste zu beschaffen.

„Gehorsamstes Promemoria“ Goethes an das geheime Consilium Karl Augusts über die Anstellung Schillers
 als Professor der Geschichte in Jena. Datirt Weimar den 9. December 1788.

Genauere Nachbildung der in Hirzels Goethesammlung auf der Universitätsbibliothek zu Leipzig aufbewahrten Handschrift.

Aus der demnächst erscheinenden III. Abtheilung von Robert Koenigs Deutsche Literaturgeschichte.

Es ist ein sehr interessantes Briefe
aus dem Jahre 1788, das Goethe
und Schiller sich geschrieben haben
aus Jena, wo sie sich damals
aufhielten, denn Schiller war
dann in Jena und Goethe in
Weimar. Die Briefe sind sehr
interessant, weil sie zeigen,
wie die beiden Dichter sich
kennen lernten und wie sie
sich gegenseitig beeinflussten.

In diesen Briefen hat man
schon die ersten Ansätze
sehen können, die zu den
großen Werken der beiden
Dichter führten. Schiller
war damals in Jena und
Goethe in Weimar. Die Briefe
sind sehr interessant, weil
sie zeigen, wie die beiden
Dichter sich kennen lernten
und wie sie sich gegenseitig
beeinflussten.

Exzellenz von Goethe und Herr Friedrich Schiller.

Die weiterhin zehn Jahre lang im festesten Freundschaftsbunde gelebt, standen sich im J. 1788 noch fremd und kühl einander gegenüber. Nicht so sehr waren es die zehn Lebensjahre, um welche Goethe dem erst neunundzwanzigjährigen Schiller voraus war, die ganze äußere und innere Lebensentwicklung und Lebensanschauung trennte sie. „Er ist mir, an Jahren weniger als an Lebenserfahrung und Selbstentwicklung, so weit voraus,“ schrieb Schiller nach der ersten Begegnung in Jüdofstadt, „dass wir unterwegs nie mehr zusammenkommen werden, und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang an anders angelegt als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden.“ In Goethes gleichzeitigen Briefen findet sich keine Spur dieser Begegnung. Nicht lange danach erschien Schillers bekannte Camont-Rezension in der Literaturzeitung. Die damals in Weimar nur ein paar Häuser von einander wohnenden Männer näherten sich dadurch begreiflicher Weise nicht. Dem Herzog gegenüber äußerte sich Goethe, „die Rezension zerstückelt gar gut den sittlichen Theil des Stückes. Was den poetischen Theil betrifft, so möchte Rez. anderen noch etwas zurückgelassen haben.“ Aus späteren Äußerungen Goethes wissen wir, dass er geradezu vermied, mit Schiller zusammenzutreffen oder doch seinen Verkehr mit ihm auf das Unmögliche einzuschränken. Ja, es mochte ihm wol ganz recht sein, dass in Jena der Universitätslehrstuhl für Geschichte frei geworden war und dass Schiller sich um die Stelle bemühte. Kaum bedurfte es der Befürwortung der mit Schillers Braut befreundeten Frau von Stein, um Goethe zu veranlassen, für den in Weimar ohne Gehalt lebenden Rath Schiller sich zu verwenden. Er that es in dem höchst charakteristischen „Ehrensamem Promemoria“

fundationem in hoc facta fuerit, in
 ab in iustis Galandibus sub sine Re-
 versis in Regem de Romania, fortissi-
 miti Serenissimo nostro et Gothano
 abbas eius de Jus. G. et Jurisconsultis.
 bony in iustis Galandibus sub sine Re-
 versis in Regem de Romania, fortissi-
 miti Serenissimo nostro et Gothano
 abbas eius de Jus. G. et Jurisconsultis.
 bony in iustis Galandibus sub sine Re-
 versis in Regem de Romania, fortissi-
 miti Serenissimo nostro et Gothano
 abbas eius de Jus. G. et Jurisconsultis.

Et. 2. g. dec. 28.

Handwritten signature

an das Constat Karl Augusts vom 8. December 1788, das wir bis in die kleinste Ausarbeitung und Noten getreu nachgebildet aus den Schätzen der
 Götterschen Goethe-Sammlung mit Erlaubnis der sie jetzt bestehende Leipziger Universitäts-Bibliothek zum ersten Male veröffentlichen. So kühl und theil-
 nahmslos betrieb Goethe die ganze Angelegenheit, daß er in einem langen Briefe an Herder, der damals in Italien war, darüber kein Wort äußerte.
 Schiller selbst mochte das Gefühl haben, daß er aus Weimar „ehrenvoll fortgeschafft“ worden sei. Dennoch versuchte er noch einmal Goethe „als Dichter
 dem Dichter zu begegnen.“ Der mit beiden innig befreundete Freiherr von Dalberg scheint ihn dazu ermutigt und bei Goethe Schritte gethan zu haben,
 um Schiller die Wege zu bahnen. Aber der Dichter der Klüber fand nur die Exzellenz, den Vorgesetzten, der ganz streng bei der Sache, d. h. bei der
 Jenaer Professur, blieb. Auf Schillers bescheidene Betonung seiner Wissenslücken erwiderte ihn der Herr Geheimrath mit „docendo discitur“ und
 äußerte sich in herablassender Weise darüber, daß die Stelle zu Schillers Glücke beitragen werde. Am 15. December 1788 schickte er ihm dann das Rescript
 aus der Regierung zu, das die Weisung enthielt, sich auf die Professur einzurichten. In den folgenden Monaten nahm die Entfremdung nur zu, ja, sie
 steigerte sich geradezu zu einer Abneigung Schillers gegen Goethe. Anfangs Februar 1789 schrieb er an Körner: „Deiters um Goethe zu sein, würde
 mich unglücklich machen, er hat auch gegen seine nächsten Freunde kein Moment der Ergebenheit, er ist an nichts zu fassen; ich glaube in der That, er ist
 ein Caput in ungeschicklichem Grade.“ — Mir ist er dadurch verhaßt, obgleich ich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß vor ihm denke.“ —
 Ohne mit Goethe wieder zusammengekommen zu sein, ging Schiller Oftern 1789 nach Jena, wo er am 26. Mai seine Antirivortellung hielt. Und noch
 fünf volle Jahre dauerte die Entfremdung zwischen den beiden Dichtern, erst 1794 fand eine Annäherung statt, aus der dann die bis an Schillers Tod
 und darüber hinaus dauernde Freundschaft erwuchs.

